

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

### Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

### Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

### Die Leute vom „verfehlten Beruf“.

Man weiß, daß der Herr Reichskanzler die Journalisten als „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben“, bezeichnet hat und nun erfahren wir, daß auch sein Sohn, Graf Herbert Bismard, bei seiner jüngsten Anwesenheit in London, sich in nichts weniger als schmeichelhafter Weise über die Presse ausgelassen hat.

Wir können heute keine Betrachtungen darüber anstellen, welche politische Stellung im deutschen Reich dem ältesten Sohn des Reichskanzlers vielleicht in der Zukunft bestimmt sein dürfte; wir vermuthen nur, daß diese Stellung keine unbedeutende sein wird, und so ist es für uns nicht ohne Interesse, wie Graf Bismard über die Presse urtheilt.

Wenn wir uns gegen die Auffassung, die Vater und Sohn von der Presse haben, vertheidigen, so sprechen wir allerdings pro domo, wir wahren unser eigenes Interesse; allein warum sollten wir das nicht thun? Wenn die Herren Diplomaten in Beziehung auf ihren Beruf angegriffen werden, so pflegen sie sich auch zu vertheidigen; warum sollten die Journalisten nicht dasselbe thun?

Graf Herbert Bismard soll in London von der „Großmacht der Presse“ viel gesprochen und sich über die Einflüsse dieser Großmacht beschwert haben. Neu ist die Bezeichnung der Presse als Großmacht gerade nicht; sie rührt bekanntlich von Napoleon I., der mit Bezug auf den von dem alten Görres herausgegebenen „Rheinischen Merkur“ die Aeußerung that, daß die Presse die sechste Großmacht sei. Seit Görres und dem „Rheinischen Merkur“ hat sich die Presse ungemein verändert; ihre Macht und ihr Einfluß ist ins Unglaubliche gewachsen. Insofern hat Graf Bismard auch recht.

Es giebt eine gute und eine schlechte Presse; allerdings wird Graf Bismard die „gute“ Presse auf einer andern Seite suchen als wir, und umgekehrt.

Wir sind der Meinung, daß wenn man die Journalisten als Leute vom „verfehlten Beruf“ bezeichnet und wenn man sich darüber beklagt, daß die Presse eine Großmacht ist — daß damit eben ein erschöpfendes Urtheil über die Presse keineswegs gesprochen ist. Ohnehin, wenn es darauf ankommt, den Lebenslauf aller Journalisten zu untersuchen, so würde man bei den konservativen und regierungsfreundlichen Journalisten vielleicht eben so viele „verfehlte Bezeichnungen“ finden, als unter den anderen. Wir besitzen in Deutschland auch keine Ausbildungsanstalten für Journalisten; das „Pressegewerbe“ als solches wird nicht in

zunehmender Weise erlernt, und daher ist es begreiflich, daß die meisten Journalisten sich ursprünglich einem anderen Berufe gewidmet haben.

Die Mängel der heutigen Presse zu verschweigen, ist auch unserere Sache nicht. Im Gegentheil, wir gerade empfinden vielleicht mehr als man glaubt, die Korruption, die in der heutigen Presse eingerissen ist. Ein großer Theil der Presse ist reine Geldspeculation geworden und mit dieser hat derjenige, dem Ideale vorzuziehen und für den das Interesse der Gesamtheit maßgebend ist, einen unerquicklichen und schwierigen Kampf zu führen. Es giebt eine Presse, die den Leidenenschaften des Volkes schmeichelt und seine Schwächen ausnützt, statt erziehlisch zu wirken. Es giebt eine Presse, die förmlich die Denkfaulheit kultivirt, statt neue Ideen zu bringen oder anzuregen. Und schließlich werden dem Kundigen weder die „Norddeutsche Allgemeine“, noch die „Kreuzzeitung“, noch die „Post“ als Muster von Preszerzeugnissen erscheinen.

Aber gegenüber diesen Mißständen, die wir unvorhergesehen zugeben, sind die wohlthätigen Einflüsse der Presse in großartigem Maße überwiegend. Im Allgemeinen giebt es eben doch keinen besseren Wächter für die allgemeine Wohlfahrt als eine aufrichtige Presse, ganz abgesehen von ihrer politischen Richtung. Ein großer Theil des Volkes empfängt seine Belehrung nur aus der Presse und wenn diese Presse nur halbwegs vernünftig ist und modernen Anschauungen huldigt, so ist das ein unberechenbarer Vortheil. Fünftige Gelehrte und Diplomaten lächeln vielleicht darüber und können ihre Geringschätzung über das Wenige, was die Presse im Verhältnis bieten kann, nicht verbergen. Aber wer soll denn dem Volke Belehrung über die Zeitfragen geben und wer will sich dieser eminenten Aufgabe unterziehen mit der Beharrlichkeit, die in diesem Falle allein einen Erfolg verbürgen kann? Nun, die Professoren thun es nicht, schon deshalb nicht, weil das Volk ihnen gelehrtens Jargon nicht — oder nur wenig versteht; die Geistlichen thun es nicht, die Banquiers thun es nicht und die Staatsmänner thun es auch nicht. Wer wird es also thun, wenn es die Presse nicht thut?

Wenn die Presse nach dieser Richtung hin eine Großmacht geworden ist, so hat sie es wahrlich verdient und sie wird es auch bleiben. Oder hat man vielleicht Lust, unsere öffentlichen Unterrichtsanstalten so zu organisiren, daß jedem einzelnen Staatsangehörigen eine so umfassende Bildung gegeben werden kann, daß er eine Belehrung aus Zeitungen nicht mehr nöthig hat? Wenn man das wollte, so würden

wir mit der größten Freude unsere Feder niederlegen und gestehen, daß unser Beruf von nun an verfehlt sei. So lange aber der Staat eine solche Bildung nicht gewährt, fählen wir uns verpflichtet, dem Volke zu Hilfe zu kommen, indem wir sein Verständniß für die Zeitfragen fördern helfen. Wir tragen unser Scherflein zur allgemeinen Kulturarbeit bei, so gut wir können, und wir sind in der erfreulichen Lage, für diese unsere Bestrebungen auch Anerkennung zu finden.

### Politische Uebersicht.

Völkerfrühling! Welch herrliches Wort! Ist doch schon der alljährlich wiederkehrende Frühling im Stande, nicht nur die Natur, sondern auch die Herzen der Menschenkinder neu zu beleben; in welchem Grade muß dies nicht der Völkerfrühling thun? Die Prophezeiung eines solchen Frühlings datirt nicht aus den jüngsten Tagen; einsichtige, denkende Männer behaupteten schon vor vielen, vielen Jahren, daß dieser Frühling kommen werde und kommen müsse; doch ihre Augen schlossen sich ohne den Frühling gesehen zu haben. Und jetzt hören wir, daß auch der Kanzler des deutschen Reiches, Fürst Bismard, von einem Völkerfrühling spricht. Der Reichskanzler verlegt freilich diesen Zeitabschnitt in die Vergangenheit, er ist der Meinung, daß derselbe vorhanden war nach der glücklichen Beendigung der Kriege von 1866 und 1870-71. Nach der Einigung Deutschlands verspürte er das Wehen des Völkerfrühlings. Seiner Ansicht nach ist der wiedererwachte Parteigeist, der Haber, schuld daran, daß der Frühling nicht von Dauer war, daß er von einem starren, kalten Nordwind verdrängt wurde. Und daran hat der deutsche Reichstag zum großen Theil Schuld, weil er die — nach Ansicht der Regierung — notwendigen Befehle gar nicht oder doch vielfach nur zum Theil bewilligte, der Hort der Einheit ist nicht in den Parlamenten zu finden, der Parteigeist überwuchert Alles. Diefen Nagel der Kanzler an vor „Gott und der Geschichte“. — Wie wollen es dem Reichskanzler ja gerne glauben, daß diese Worte seine Anschauungen widerspiegeln. Allein der Reichskanzler ist so wenig unfehlbar, wie ein anderes Menschenkind, seine Anschauungen entfernen sich gar weit von den Ansichten Anderer. Unserer Ansicht nach hat der deutsche Reichstag vielen Befehlen zugestimmt, die nimmer zum Wohle des gesammten Volkes dienen können; er hat mehr denn zu oft Ja gesagt, wo er Nein sagen mußte. Wahr ist freilich, daß oft große Reden gehalten worden sind, die unnützer Natur waren und daß die Opposition oft von kleinlichen Gesichtspunkten aus ihr Urtheil abgab; aber Jafager konnte sich der Reichskanzler schwerlich mehr wünschen als wie sie ihm der Reichstag darbot. Es müssen somit andere Ursachen schuld sein, wenn im deutschen Reich nicht das richtige Leben pulst. Und diese Ursachen sind unsere wirtschaftlichen Verhältnisse. Wohl trat

### Feuilleton.

### Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dug. (Fortsetzung.)

Er hatte wenigstens Aussicht gehabt, einmal in das Abgeordnetenhaus gewählt zu werden. Seine Untergebenen, seine Nachbarn, sie Alle kannten ihn, er lebte damals unter ihnen, und manche Stimme fiel auf ihn aus persönlicher Neigung ohne Rücksicht auf seine Politik.

Jetzt aber, wo er fern von allen Denen sich befand, die ihn und seinen Charakter kannten, wo er in Berlin als ein Privatmann ziemlich zurückgezogen lebte, wie sollte er es da Absicht haben, aus der Wahl als Sieger hervorzugehen?

Alle diese Erwägungen verstimmten ihn noch mehr als er schon war und machten ihn noch verdrücklicher und für seine Umgebung geradezu unerträglich. Mit solchen Gedanken beschäftigt, durchschritt er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit großen und geräuschvollen Schritten den Pavillon, welcher die Aussicht bot auf den kleinen, aber sehr schön gepflegten Garten hinter seiner Villa.

Tiefe Falten lagen auf seiner Stirn, und mit Verlangen blickte von Zeit zu Zeit seine Frau zu ihm auf, welche an einem Ende des Pavillon in einem Fauteuil saß, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt. Sie sprach nichts mit ihm, denn sie wußte, daß er in seinen Beobachtungen nicht gern gestört werde. So hatten sich die Gatten eine geraume Zeit schweigend neben einander befunden, da öffnete sich die Thür des Pavillons.

Ein junger Mann trat ein, eben so stattlich wie Herr von Wredow, allein seine Rüge waren weicher. Neben der Energie und Willensfestigkeit lag auf denselben die Intelligenz; der Funke höherer Geistesbildung und zugleich das milde Feuer sanfter Gefühle leuchtete aus seinen lebhaften Augen.

Das war Oswald von Wredow, der Ministerial-Rath, der junge Diplomat, welcher trotz seiner Jugend schon von Vielen als eine bedeutende Kraft und Stütze bezeichnet wurde, und welchem alle Eingeweihten eine glänzende Karriere prophezeigten.

Herr von Wredow hielt in seinem Gange durch den Pavillon inne und blieb vor seinem Sohne stehen.

„Hast Du Nachricht, Oswald?“ fragte er.

Der junge Mann verzog die Miene zu einem bedauernden Lächeln.

„Lieber Vater,“ sagte er, „Deine Aussichten sind keine glänzenden. Ich erhielt soeben eine Depesche vom Wahlkomitee in Falkenburg. Die freikonservative Partei hat Dich natürlich aufgestellt, aber . . .“

„Ich weiß schon! Die Mehrzahl der Wahlmänner ist liberal und ich werde unterliegen.“

„Ich fürchte, daß es so ist,“ antwortete Oswald.

„Und die Liberalen, welchen Kandidaten haben sie? fragte Wredow und sein Gesicht nahm einen außerordentlich feindseligen Ausdruck an.

„Natürlich Herrn von Steinberg!“ antwortete Oswald.

„Ja, natürlich, die Majorität der Wahlmänner wählt Herrn von Steinberg! . . . Er, dessen Familie so alt ist wie die meinige, entblüdet sich nicht, mit dem süßen Pöbel zu kokettiren, und hat dafür die Genugthuung, mich in der Wahl zu bestegen und über mich zu triumphiren. — O, wie ich ihn hasse, diesen Steinberg!“

„Daß Du ihm in der Wahl unterliegst, Vater, ist kein Grund zum Hass,“ sagte Oswald mit großem Ernste und einer Festigkeit, die für sein jugendliches Alter in hohem Grade anerkennenswerth war. „Herr von Steinberg hat die Pflicht, seine politische Meinung zu vertreten, so gut wie Du die Deine vertrittst. Wer es ehrlich meint mit der Sache, darf auf die Person keine Rücksicht nehmen, und soviel ich Herrn von Steinberg's Charakter kenne, ist er nicht so boshaft, Dich mit Schadenfreude unterliegen zu sehen.“

„Da hast Du Recht, mein Sohn!“ nahm hier die Baronin schüchtern das Wort, „ich glaube das auch nicht von Herrn von Steinberg. O nein, boshaft ist er nicht, gewiß nicht.“

„Nicht? Ich hätte nicht gedacht, daß in meinem Hause Herr von Steinberg so viel Vertheidigung fände!“ bemerkte Herr von Wredow ironisch.

„Wenn es ihm nicht besondere Freude machte, über mich zu triumphiren, so würde er es nie über sich gewinnen können, mich mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, zu belämpfen.“

„Das ist nicht richtig!“ antwortete Oswald. „Er belämpft Dich nicht mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen; Du unterliegst im ehrenvollen Kampfe. Er belämpft Dich nicht anders, als mit den Waffen innigster Ueberzeugung, niemals im persönlichen Angriff oder gar durch das Gift der Verleumdung. Herr von Steinberg kämpft ehrlich, wie es einem ehrenhaften Manne geziemt.“

„Du billigst also sein Auftreten gegen mich?“

„Ich muß belennen, daß ich in demselben Falle ebenso handeln würde. . . . Herr von Steinberg muß daran liegen, seine Partei siegreich aus dem Kampfe hervorgehen zu sehen.“

„Mein Sohn, Du redest Herrn von Steinberg das Wort, denn Du bist nicht allzu weit entfernt davon, Dich ebenfalls zu seinen Grundsätze zu belennen; Du bist einer von Denen, die nicht die alten hergebrachten Rechte der Aristokratie, die persönliche Macht, sondern überall das Volk und das Wohl des Volkes in den Vordergrund stellen.“

„Richt deswegen rede ich Herrn von Steinberg das Wort, sondern weil ich ihn in der That für einen Mann halte, welcher nicht aus persönlicher Vereizheit eine gewisse Politik verfolgt, sondern aus Ueberzeugung. Ja, ich behaupte, daß, wenn Deine Politik zufällig abereinstimmte mit der seinigen, er Deiner Wahl sich nicht widersetzen würde.“

Herr von Wredow lachte spöttisch auf. Frau von Wredow seufzte. Oswald blickte sie voll Theilnahme an. Er näherte sich ihr und nahm ihre Hand in die seinige.

„An dem Starrsinn meines Vaters scheitert Alles,“ flüsterete er; „er ist unnachgiebig, unbeugsam.“

„Leider, ja,“ erwiderte sie mit geprehter Stimme. „Er wird nie darin willigen, daß Bruno in unsere Familie zurückkehrt. — Wie geht es ihm und seiner Frau?“ fügte sie ein wenig stöckend hinzu.

„Es geht ihm gut! Ich erhielt diesen Morgen einen Brief von ihm; er hält sich mit seiner Frau in Stolzenburg auf, beschäftigt mit Studien und Ausübung seiner Kunst. — Er könnte glücklich sein, wenn er seine Eltern wiedergefunden hätte, wenn der unselige Zwist beigelegt wäre, so schreibt er.“

Frankreich.

Anarchisten und Sozialisten haben — so wird der „Voss. Ztg.“ aus Paris geschrieben — sehr recht, wenn sie darüber klagen, daß die Polizei Rouquards, falsche Brüder in der Mitte einzuschmuggeln wisse, nur hält sie das nicht ab, indem in die ihnen gestellten Fallen zu gehen. So erzählt Andrieux in seinen Erinnerungen eines Polizeipräsidenten: „Ich schickte einen behäbigen, wohlgekleideten Herrn zu einem der geschicktesten, thätigsten Anarchisten. Dieser Herr erzählte mir, er habe im Handel mit Droguerien Vermögen erworben und wolle nun einen Teil seines Einkommens für die sozialistische Propaganda verwenden. Dieser Bourgeois, welcher aufgefressen sein wollte, löste den „Genossen“ nicht den mindesten Verdacht ein. Durch denselben ließ ich die nötige Kaution beim Staatschatz hinterlegen und die „Sociale Revolution“ konnte erscheinen. Derselbe erschien wöchentlich, da ich als Droguist nicht die Freigebigkeit bis zu einem täglichen Blatte steigern wollte. Louise Michel glänzte als Stern in meiner Redaktion. Es ist unnötig, beizufügen, daß die „große Bürgerin“ nichts von der Rolle ahnte, die man sie spielen ließ. Und ich verrate hier nicht ohne einige Beschämung die Falle, welche wir der Unerfahrenheit mehrerer Genossen und Genossinnen gestellt hatten. Jeden Tag versammelten sich um die Redaktionsstube die anerkannten Führer der Aktionspartei, um gemeinsam die internationale Kampfpenspendenz zu durchgehen und über die Maßnahmen zu beraten, durch welche der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ ein Ziel gesetzt werden sollte. Man sprach die wissenschaftlichen Fortschrittsmittel. Ich war stets bei diesen Beratungen vertreten, gab nöthigenfalls meine Meinung zum Besten. Mein Zweck war, die ehrsamsten Genossen besser zu überwachen, indem ich sie bei einem Blatte vereinigte. Die „Revolutions sociale“ lieferte mir noch andere Dienste. Ich bekenne es offen, den Artikeln nicht ferngestanden zu haben, welche dieselbe während der Gemeindevahlen gegen Yves Guyot und seine Genossinnen veröffentlichte. Denn ich hätte unbedingt gezogen, Redakteure des „Proletaire“ im Gemeinderathe zu sehen, als Mitarbeiter der „Antenne“. Die Behörde ist jederzeit bei den Wahlen auf Seiten der Sozialisten gewesen, wenn sie zwischen ihnen und den Radikalen zu wählen hatte. Meine Aufgabe als Polizeipräsident wäre ungleich leichter gewesen, wenn im Gemeinderathe ein Schock Anarchisten gesehen hätte, welche die Radikalen als Reaktionsäre belämpft und durch ihre eigenen Ausschreitungen den ganzen Gemeinderath um ihr Ansehen gebracht haben würden.“ — Die „Voss. Ztg.“ bemerkt dazu: Derartige Polizeimänner sind nicht neu; sie sprechen ganz den Uebelwärtigen der Pariser Polizeipräsidenten. Unter Ludwig Philipp z. B. gab kein Gegner des Ministeriums ein Fest, eine Gesellschaft in seinem Hause, ohne daß wenigstens ein Geheimpolizist sich eine Einladung dazu zu verschaffen wußte. Selbst in der nächsten Umgebung namhafter Führer der Opposition befanden sich Agenten der Regierung. Gar zu oft war der Sekretär einer politischen Versammlung ein Mann der Polizei. Seine höchste Blüthe hatte der Spionagedienst unter Napoleon III. Die Regierung wußte stets alles genau, was bei Thiers, Felix Pyat, Ledru-Rollin, Louis Blanc u. s. w. vorging. Von Anderen zu geschweigen.

Die Pariser Polizei wies noch zwei ausländische Spione aus, den deutschen Oßermann und den Polen Besobonoff. Ferner wurden ein deutscher und ein russischer Sozialist verhaftet, um über die Grenze gebracht zu werden. — Der waghalsige thätliche Angriff auf den Redakteur des „Cri du peuple“ angeklagte Polizeikommissar Ballerich ist von den Geschwornen freigesprochen worden.

Aus Hongkong traf in Paris die Nachricht ein, daß der englische Dampfer „Glenroy“, weil er Blei als Kriegsmunition an Bord führte, von französischen Kreuzern aufgebracht und mit Beschlag belegt wurde.

Großbritannien.

Gestern langte noch folgendes Telegramm aus London an: „Das Kriegsdepartement hat Befehl ertheilt, daß die Wägen in Bombay und Bengalen Munition aller Art behalten. Ferner sollen Vorbereitungen für die Mobilisirung zweier Armeekorps getroffen werden, jedes in einer Stärke von 28 000 Mann Infanterie, 8000 Mann Kavallerie und 20 000 Mann Artillerie. Von der Admiralität wird die Transportflotte in Bereitschaft gestellt.“ — Das war gestern; heute trifft bereits die Nachricht ein, daß der englische Premier-Minister in London die Erklärung abgegeben hat, Rußland und England werden sich ohne Blutvergießen einigen. Das Kriegsgeschick wird also auf die Dauer, das ist freilich fraglich.

Strahlenau hat noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben. Er hat behauptet, daß er im Laufe des Winters ihn sicher treffen werde; er hat sich nicht klar darüber ausgesprochen, aber mit großer Bestimmtheit versichert, daß er einen Ort wisse, in welchem sich im Laufe des Winters Felix Rodenburg gewiß einfinden werde. „Ich will hoffen und meinem alten Freunde im Herzen wünschen, das ihm das Glück des Wiedersehens zu Theil wird.“ „Er hat schwer gelitten unter dem traurigen Joch, das ihm seines Sohnes beraubte.“ „Bruno ist an Allem schuld. . . . Ich wünsche Strahlenau den besten Erfolg.“ „Also Du meinst, er werde mir bei der Wahl einen Nutzen sein?“ „O ja, ich halte ihn, wie gesagt, für einen gewandten klugen jungen Mann, der Dir bei der Wahl sehr nützlich nützen wird. Er versteht es, die Wahlmänner, wenn auch nicht in öffentlicher, schwungvoller Rede, so doch in privatem Verkehr zu gewinnen. Ich bin überzeugt, daß er eine oder die andere Stimme sicherlich gewinnen wird, und daß, wenn Du unterliegst, Du wenigstens nicht mit einer so eklantanten Majorität geschlagen wirst, wie bei früheren Wahlen.“ „Er ist, wie Du sagst, auch mit Bruno befreundet. . . . In dem Fall fürchte ich, er wird ebenfalls für die Steinberg's agitieren, nicht aber für mich.“ „Das unglückliche Mißtrauen verbittert Dir das Leben, mein Vater! . . . Du thust wahrlich all' den Ehrenmännern Unrecht, und wenn Du einmal überzeugt bist, daß Du Dich irrtest, dann hast Du schweres Unrecht wieder gut zu machen.“ „Ich wünschte, mein Sohn, daß sich Alles als ein Irrthum herausstellte; ich wünschte es um meines Freundes Willen. . . . Glaube mir, ich kann nicht glücklich sein ohne dieser Erbitterung! Die Erbitterung gegen meinen ehemaligen Freund macht mich erbittert gegen alle Welt, und verbittert mir das Leben. — Ich habe während der letzten Jahre keine frohe Stunde gehabt.“

Sechsdreißigstes Kapitel. Bredow's Aufregung steigerte sich, je mehr die Wahl der Wahlen sich näherte. Diese Nacht hatte der

der Arbeiter seinen Kontrakt, z. B. durch Arbeitseinstellung oder dergleichen, so hat er die bestimmte Aussicht, ins Gefängniß zu wandern, und die Strafen von Honolulu so lange zu reinigen, bis er sich entschließt, den Pflichten seines gebrochenen Kontraktes wieder nachzukommen. Dienstmädchen, welche den Herrschaften den Stuhl vor die Thüre setzen, kennt man dort einfach nicht, in dem Falle jedoch, wo so etwas vorkommen sollte, hat das Mädchen eben zwischen Gefängniß oder der Rückkehr zu ihrer Herrschaft zu wählen. Hat der Arbeiter jedoch Klage über seinen Brodherren zu führen, so keshwert er sich bei den betreffenden Gerichten; farbige Arbeiter wurden gar nicht berücksichtigt, als dies pro forma, mit Weisheit wird schon eher etwas „Federlesen“ gemacht, jedoch kommen auch sie selten zu ihrem Rechte, wenn nicht der Konful ihrer Nation sich ins Mittel legt und ihre Sache führt — der dortige deutsche Konful Wm. Gladde ist Affocié des großen Handelshauses Haackfeld u. Co. Herr Haackfeld gründete das Handelshaus vor 25 Jahren, lebt seit den letzten Jahren wieder in Bremen. Auch diese Firma hat Zuckerplantagen und deutsche Arbeiter in den Mühlen. Auch die Leute, welche als Kuffeher auf den Plantagen angestellt sind, beklagen sich viel über schlechte Behandlung und erbärmliche Kost. Auch sind die Leute gezwungen, bei ihren Arbeitsgebern ihre Kleider und Alles zu kaufen, und da sie dafür hohe Preise zu bezahlen haben, so müssen sie eben geduldig beharren, zumal ihnen Aussicht auf Verbesserung ihrer Lage nicht bevorsteht, und sie bei den Gerichten nicht klagen können und wollen. Wm. J. ist eben Konful, und wie schon oben erwähnt, ohne Konful kein — Recht.

Gleich nachdem der Abg. Bod in jener Sitzung die Tribüne verlassen, versicherte ihm ein in die Verhältnisse eingeweihter Abgeordneter, daß auch ihm bekannt sei, daß der deutsche Konful an den Plantagen theilhaftig sei. Wir werden, da die Reichsregierung Recherchen über die Lage jener 4 bis 500 deutschen Familien hat anstellen lassen, über den weiteren Verlauf berichten.

Reichstag, Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Staatsrath werden in den nächsten Tagen nebeneinander an der Arbeit für das Wohl des Volkes theilnehmen, vom 30. und 31. d. d. s. r. a. h. g. a. g. e. s. e. In keinem Jahre — so meint der „Hamb. Korresp.“ — haben wir unter der Ueberfülle des Parlamentarismus so zu leiden gehabt, wie gegenwärtig, und es liegt für den letzteren in der That eine Gefahr in diesem Uebermaß, welches die Theilnahme des Volkes an den parlamentarischen Verhandlungen notwendiger Weise herabdrücken muß. Die Aufnahmefähigkeit des Publikums für diesen Stoff hat ihre Grenzen, die uns bereits erheblich überschritten zu sein scheinen. — Wir können den Ansichten des genannten Blattes nicht ganz zustimmen; die Reichstagsverhandlungen werden im ganzen Lande mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt, und wenn eine Mißstimmung in Bezug auf lange Reichstagsreden obwaltet, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß verschiedene Volksvertreter gerade bei kleinen und unwichtigen Vorlagen viel Lärm machen, während sie die wichtigsten Vorlagen mit bewundernswerther Geschwindigkeit behandeln. Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Staatsrath, sind Dinge, um die sich das eigentliche Volk wenig kümmert; am wenigsten wird es sich über die Verhandlungen des Herrenhauses und des Staatsraths den Kopf zerbrechen; den Meisten ist es im Grunde genommen so ziemlich gleichgültig, was diese Götzen beschließen.

Gegen das Institut der Sigredakteure wendet sich die „Nordd. Allg. Zeit.“ mit großer Entrüstung. Ganz besonders weist sie darauf hin, daß bei verschiedenen Verurtheilungen von politischen Sigredakteuren das „Unmoralische dieser Beschäftigung“ erscheinend ins Gewicht gefallen sei, welches die Angeklagten als solche charakterisire, „denen die heiligsten Güter des Menschen, Ehre und Freiheit, um schändes Geld feil seien“. Hierzu bemerkt die „Vossische Zeitung“, daß der Begriff der Sigredakteure noch einer Erweiterung oder vielmehr Präzisierung bedarf. Der Begriff der „Sigredakteure“ umfaßt alle diejenigen Personen, welche die geistliche und moralische Verantwortung für den Inhalt einer Zeitung übernehmen, obwohl sie sich der eigenen Entscheidung über die Aufnahme für die Artikel der ganzen Zeitung oder auch nur für die Artikel auf einem gewissen Quantum weißen Papiers begeben. Der moralische Werth dieser Personen ist derselbe, gleichviel ob sie der oppositionellen oder gouvernementalen Presse dienen. Der Unterschied ist nur der, daß die Moral der Einen sich der Einsperrung aussetzt (daher der Name Sigredakteure), während die der Anderen Titel und Löhne gewärtigen darf.

Hessen-Darmstadt. Bei der Landtagswahl für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt wurde im Wahlkreise Mainz, nach einem Telegramm der „Frankf. Zeitung“, der sozialdemokratische Kandidat Schreiner 705 mit 1242 Stimmen gewählt. Der Ultramontane Kandidat erhielt

werden nie wiederkehren. — Die Feindschaft zwischen den Steinberg's und Bredow's wird bestehen, so lange die Geschlechter existiren.

„Das wollen wir nicht hoffen!“ antwortete Dswald. „Es ist unchristlich, Haß im Herzen zu tragen, und es ist unritterlich, zu verdammen, ohne hinlängliche Beweise einer Schuld zu haben.“

„Sprechen wir nicht davon, Dswald.“ antwortete Herr von Bredow, durch den energischen Widerspruch seines Sohnes offenbar ein wenig in seinen Grundsätzen wankend gemacht. „Sprechen wir lieber von dem Stand der Dinge in Falkenburg. Morgen findet die Wahl statt, und ich befinde mich in fast fieberhafter Aufregung, bevor ich das Resultat weiß. . . . Ist Herr Strahlenau dort?“

„Er ist dort, und hat versprochen, mir über jede Veränderung in den Chancen Mittheilung zu machen. Er verfolgt den Stand der Dinge mit Aufmerksamkeit.“ „Gältest Du Strahlenau für einen zuverlässigen Mann?“ „Für den zuverlässigsten, den wir finden konnten.“ antwortete Dswald. „Er ist erfahren, gewandt, berebt, hat eine scharfe Beobachtungsgabe und ist jedenfalls der beste Agitator.“

„Woher kennst Du ihn?“ „Er ist ein Freund des Rechnungsraths Elster, der in meinem Bureau arbeitet; durch ihn lernte ich Herrn Strahlenau kennen. Außerdem ist er, wie Du weißt, ein Freund Felix Rodenburg's, dessen traurige Geschichte Du ja gehört hast.“

„Ja, ja, ich beklage Herrn Rodenburg.“ Bredow blickte einige Minuten sinnend vor sich hin. „Er ist unglücklicher als ich. Ich habe doch noch einen Sohn, er hat keinen. . . . Und das Alles ist durch Bruno verschuldet. Er hat nicht nur mir einen Sohn geraubt, sondern auch meinem Freunde Rodenburg den seinigen.“

„Strahlenau hat noch Hoffnung, seine Spur wieder aufzufinden; bis jetzt freilich sind alle Nachforschungen vergebens gewesen.“ „Mein armer, alter Freund! Ich kann mir vorstellen, wie niederschlagend für ihn die Nachricht gewesen sein mußte, daß es unmöglich war, den Aufenthalt seines Sohnes zu ermitteln.“

nach den Kriegsjahren in Deutschland ein kurzer wirtschaftlicher Aufschwung ein, aber den sogenannten letzten Jahren sind bereits wieder malere gefolgt, daß von den letzten auch nicht ein Partikelchen übrig geblieben ist. Und wie steht es heute aus? Schusswille und Getreidewille hat der Reichstag bewilligt; die Kolonialpolitik wird, wenn auch keine große, so doch eine Mehrheit finden; aber wird das Alles die wirtschaftliche Lage bessern? Wir sagen Nein. Schusswille haben wir schon seit Jahren; sie haben die wirtschaftliche Lage nicht verbessert. Wir meinen natürlich die wirtschaftliche Lage des gesammten deutschen Volkes. Einzelne Industrielle werden sicherlich Vortheile erzielt haben; aber die Lage der großen Masse des Volkes, die Lage der Arbeiter, sie ist nicht besser geworden. Und die erhöhten Getreidewille sind erst recht nicht dazu angethan, die Lage des Volkes zu verbessern. Bleibt noch die Kolonialpolitik, über die wir uns oft genug verbreitet haben. Mit diesen Mitteln ist der Volkswohlstand nicht zu verbessern, dazu sind andere Maßnahmen notwendig. Rings um in der ganzen Welt machen sich die Zeichen einer Krisis bemerkbar, einer Krisis, wie sie noch niemals vorhanden war. Die Arbeitslosigkeit hat in allen Ländern Dimensionen angenommen, wie noch niemals und sie ist noch immer im Zunehmen. Hat aber der Arbeiter Geld, so hat's die ganze Welt! Haben die Arbeiter, welche doch in allen Ländern die Masse des Volkes ausmachen, keine Mittel zum Konsumiren, so kann auch nichts produziert werden; daher kann also die Produktion nur gehoben werden, wenn dem Arbeiter Erwerb geschaffen wird. Von der Existenz des Arbeiters hängt die Existenz des Staates ab und der Staat, welcher keine Mittel in Anwendung bringt, um diese Frage zu lösen, geht seinem Verfall entgegen. Hier hat die Gesetzgebung den Hebel anzusetzen, wenn ein Aufschwung in wirtschaftlicher Beziehung kommen soll. Wir glauben indeß, daß dies noch nicht geschehen wird, man wird zu dieser Einsicht kommen, wenn die Möglichkeit, zu bessern, äußerst schwer geworden sein wird. Mit kleinen Fragen und Dingen, welche absolut ohne Wirkung bleiben werden, beschäftigt man sich heute, während man die große weltbewegende Frage, von der Alles abhängt, unbeachtet läßt. Wie wunderbar muß den tausenden Arbeitslosen im Vaterlande das Wort „Vollbeschäftigung“ vorkommen, wenn sie trotz aller Mühe keine Existenz finden können. Und die Zukunft, wird sie Besserung bringen? Wir bezagen das. Der wirtschaftliche Entwicklungsgang geht mit mathematischer Nothwendigkeit seinen Gang, er kann nicht aufgehalten werden und die ihn heute noch nicht kennen lernten, sie werden ihn schließlich anerkennen müssen. Was der deutsche Reichskanzler heute für verloren hält, was er als gewesen betrachtet, das erwarten wir von der Zukunft; sie wird ihn bringen, den „Vollbeschäftigung“.

Deutsche Auswanderer auf den Hawaii-Inseln. Gelegenheit der zweiten Beratung des Staats für 1884/85 brachte bei dem Auswanderungsweisen der Abgeordnete Bod-Gotha die Klagen und Beschwerden der vor zwei Jahren unter günstigen Versprechungen nach den Sandwichsinseln gelockten Arbeiter zur Sprache. Er verlangte, daß die Regierung darauf sehe, daß die Verträge, welche das Haus Haackfeld in Bremen mit den deutschen Auswanderern abgeschlossen hat, auch gehalten werden, und daß die Regierung, event. die Firma zur Rechenschaft ziehe. Nach Mittheilungen, welche nach Thüringen gelangt sind, würden diese Arbeiter in brutalster Weise behandelt, ihre Klagen fänden aber bei dem dortigen deutschen Konful kein Gehör. Bei der dritten Beratung interpellirte der Abgeordnete Bod die Regierung, ob diese Berichte auf Wahrheit beruhen, event. ob der Regierung bekannt geworden sei, daß, wie amerikanische Zeitungen berichten, der deutsche Konful auf den Sandwichsinseln Mitinhaber der Plantagen des Hauses Haackfeld sei. Wäre dieses der Fall, dann fände er (Bod) allerdings eine Erklärung, warum der Konful sich der Sache jener unglücklichen Auswanderer nicht angenommen habe. Minister v. Boetticher er antwortete, daß ihm darüber nichts bekannt sei. — Die wöchentliche Volkszeitung, welche Herr Bod in der fraglichen Reichstagsitzung zitierte, schreibt über das Verhältnis des deutschen Konfuls zum Hause Haackfeld und die Lage der Arbeiter in Honolulu:

Das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Dienst- und Brodherren in jenem fernen Lande ist ein recht eigenthümliches. Dasselbe ist nach hawaiiischen Gesetzen streng geregelt. Ehemals sind diese Gesetze nur für die Coolies bestimmt gewesen, jetzt jedoch werden dieselben auch auf den weißen Arbeiter, resp. jeden Dienstbediensteten, welcher verschiedenen Gattung der Arbeiter auch angehören möge, angewandt. Der Coolie steht mit dem weißen deutschen Dienstmädchen, dem Handlungs-konmitte gleich, nur mit dem Unterschiede, daß jener aus China, dieser aus Deutschland und zwar aus einem Bremer oder Albedeker Komptoir importirt wurde. Jeder Arbeitgeber hat eine gewisse Macht über seinen Arbeiter; der Arbeitgeber jedoch ist zu nichts verpflichtet, außer was Lohn resp. Kost und Wohnung u. anbelangt, der Arbeiter dagegen zu Allem. Bricht

„Dieser unselige Familienvist, der mich hindert, meinen Sohn zu umarmen!“ „Du willst nicht die Gelegenheit benutzen, die ich Dir bot, ihn zu sehen?“ „Darf ich's wagen? — O, Du kennst des Vaters Heftigkeit; ich müßte Alles fürchten, wenn ich entdeckt würde. . . . Nein, nein, ich muß dem Wiedersehen entsagen, obgleich wir uns nahe sind! Nein, nein, ich darf es nicht!“ „Laß mich noch einen Versuch beim Vater machen.“ „Ach, ich fürchte, es ist Alles vergebens.“ Dswald näherte sich seinem Vater, der wieder schweigend und in Gedanken versunken auf- und abschrift. „Entschuldige, mein Vater,“ sagte er, „daß ich Deine Gedanken unterbreche; ich muß mich aber noch eines Auftrages entledigen. Ich habe Dir einen Gruß von Deinem Sohne Bruno zu bestellen.“ „Schweig mir von Bruno; ich habe keinen Sohn Bruno! Er ist von meinen Feinden geworden.“ „Du täuschst Dich, Vater. Bruno bereut von ganzem Herzen, Dich gekränkt zu haben.“ „Und bereut, eine Steinberg geheiratet zu haben?“ „Das nicht! Er bereut, entflohen zu sein und Dich dem Gerede der Leute preisgegeben zu haben; er wünscht nichts sehnlicher, als mit Dir ausgesöhnt zu sein. Fiehend wiederholt er die Bitte, daß Du ihm eine Zusammenkunft gewährst, daß Du ihm die Hand reichst zur Versöhnung.“ „Ihm hätte ich den leichtsinnigen Streich längst verziehen, sagte Bredow, „aber er hat eine Steinberg zur Frau, und darum hasse ich ihn. . . . Soll ich etwa auch seine Frau, das ehemalige Fräulein von Steinberg, umarmen, und meine Tochter nennen?“ „Warum nicht? — Sie ist nie Deine politische Gegnerin gewesen. Sie vereint ihre Bitten mit denen Deines Sohnes.“ „O, ich bin nicht so schwach, daran zu glauben, daß der Schwiegersohn eines Steinberg aufrichtig eine Versöhnung mit mir wünscht, und noch weniger, daß eine Steinberg'sche Tochter sich nach Versöhnung mit uns sehnt. . . . Schweig' mir von solchen! niemals gestalte ich Bruno, mein Haus zu betreten, es sei denn, daß die Verhältnisse wieder sind, wie sie damals waren, ehe er entfloh, und diese Zeiten

Als für n. a. l. t. segt, das Nacht bier. Aufnahme welche aus Räume so verlegt wo lösen nicht Räume aus sollen. G. glückliche U. bindung hindern ver. um offen. Ströke er. Die r. nehmigte A. (S u. l. mit 36. verammlu. sind auf. Die hat dem L. an ihren i. rächen. D. sollen. W. Negerströke. stummt, die des Hause. gesammelt u. zu gründe. Aus den L. Beträge a. Bortbereit. trat zu v. den Jwe. welche die. mndung u. werde ob. in die Ver. besuchen n. die Mögl. jahres des. Unterhalt. den an b. meistler ob. eine Hand. besuchen i. eine gute. und dann. unterstützt. von Fabr. gehen wo. 1848 was und Brod. die Polizei. Diese „D. ein Wort. meißten. Staats. einzu. „Allgemei. Unterzeich. die Ueber. Orie einzu. und ihrer. nöthig, fe. über Reso. wegt, seit. sehr das. zeichnete. wegen die. dieser S. bestes. als tobe. Stein de. tieren de. giebt es. der gleich. seine Aug. regung. Im. Wahlen. Es i. Da. lokal ver. „D. Falkenburg. kleine E. Winkel s. sie sich u. Schaar, i. sie heran. men des. Ein und. nannt, w. hren, di. man nur. Abgeordn. wie ich b. Am. ja gerade. das Waß. zugeb. Berg zieh. Gift der. Zeitungen. genannt. Sein. Uger An. um ihn i. Niederlat. Reil. harten A. Bol. brachte u. Wahlen. Da. noch in. Ziel. Nachricht. Sei.

## Communales.

Als Grundlage für das zur Errichtung eines Asyls für nAchlich Obdachlose und einer Desinfektionsanstalt aufzustellende Bauprogramm hat der Magistrat festgesetzt, daß das Asyl 1000 Personen Unterkommen für die Nacht bieten kann und darin außerdem Räumlichkeiten zur Aufnahme zeitweilig obdachloser Familien vorhanden sein müssen, welche ausreichen, um 300 Familienglieder aufzunehmen; diese Räume sollen in das an der Straße zu errichtende Vorderhaus verlegt werden, so daß diese Familien mit den nAchlich Obdachlosen nicht in Berührung kommen, da die für diese bestimmten Räume auf dem dahinter liegenden Terrain errichtet werden sollen. Ebenso sollen die für die Kontrolle, Beaufsichtigung, ärztliche Untersuchung u. notwendigen Räume nicht in Verbindung mit dem Vorderhaus gebracht, sondern auch nach hinten verlegt werden. Die zu errichtende Desinfektionsanstalt zum öffentlichen Gebrauch soll in gewissem Abstand von der Straße errichtet werden.

Der Magistrat hat die von der Schuldeputation genehmigte Bauplan für Erbauung einer Gemeinde-Doppel-Schule auf dem Grundstück in der Reichenbergerstraße 131/132 mit 36 Schulklassen genehmigt und wird der Stadterordnetenversammlung eine bezügliche Vorlage machen. Die Baukosten sind auf 432 000 Mk. veranschlagt.

Die Witwe des Justizraths Heidenfeld hat dem Magistrat angezeigt, daß sie beabsichtigt, zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten zwei Stiftungen zu errichten, die den Namen Justizrath Heidenfeld-Stiftung führen sollen. Als Grundstück ist hierfür das schuldenfreie Grundstück Ragerstraße 61a und eine Baarsumme von 100 000 Mk. bestimmt, die an den Magistrat gezahlt wird. Aus den Einkünften des Hauses und den Zinsen des Kapitals sollen 30 000 Mk. gesammelt und an das hiesige Landgericht I zu einer daselbst gegründeten Justizrath Heidenfeld-Stiftung abgeführt werden. Aus den Zinsen dieses Kapitals sollen zwei Stipendien in gleichem Betrage an zwei Referendare, die sich im letzten Jahre ihres Vorbereitungsdienstes befinden, gegeben werden. Die vom Magistrat zu verwalte zweite Justizrath Heidenfeld-Stiftung hat den Zweck, Unterstufungen an Arbeiterhöhen zu gewähren, welche die erste Klasse einer Berliner Gemeindeschule vor Vollendung des 14. Lebensjahres absolviert haben, sich dem Gewerbe oder Kaufmannsstande widmen und vor dem Eintritt in die Lehre noch eine weitere Schule (höhere Bürgerschule) besuchen wollen; die Unterstufung soll hier insbesondere auch die Möglichkeit gewähren, während des 14. bis 17. Lebensjahres des Sohnes darauf zu verzichten, daß derselbe für seinen Unterhalt arbeitet. Unterstufungen sollen ferner gezahlt werden an hiesige Lehrlinge, die die Lehrzeit bei einem Handwerker oder Fabrikanten mit gutem Erfolg benützt haben und weiter eine Handwerker- oder Fachschule u. zur weiteren Ausbildung besuchen wollen. Auch solche Arbeiterhöhen, welche hieselbst eine gute handwerksmäßige Ausbildung bereits erlangt haben und dann eine Instruktionsreise unternehmen wollen, sollen unterstützt werden. Unter Söhnen von Arbeitern sollen Söhne von Fabrikarbeitern oder Handwerksgehilfen resp. Gehilfen angesehen werden.

## Lokales.

1848 und heute, 37 Jahre später! Nach dem 18. März 1848 war tatsächlich Pressefreiheit eingetreten. In den Zeitungen und Broschüren konnte Alles geschrieben werden, ohne daß sich die Polizei oder die Staatsanwaltschaft darum gekümmert hätte. Diese „Pressefreiheit“, wie sie es nannten, war den Konservativen ein Dorn im Auge und die Staatsanwaltschaft wurde vielfach, ein weisses anonym, darum angegangen, einzuschreiten. Der Staatsanwalt, Herr v. Kirchmann, weigerte sich jedoch bestimmt, einzuschreiten und erst am 31. April im amtlichen Theile der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“ folgende Erklärung: „Der Unterzeichnete ist von vielen Seiten aufgefordert worden, gegen die Uebergriffe der Presse in den letzten Tagen an hiesigen Orte einzuschreiten. Bei der großen Zahl dieser Aufforderungen und ihrer theilweisen Anonymität ist der Unterzeichnete geneigt, seine Antwort auf diesem Wege zu geben. So lange die Presse sich nur in dem Felde des Allgemeinen, in Theorien über Reform des Staates, der Gesellschaft, des Verkehrs bewegt, seien die Vorkläge auch noch so übertrieben, noch so leicht das Bestehende angreifend, so lange hält der Unterzeichnete jedes Einschreiten der Staatsgewalt für unzulässig. Wegen der Erzeugnisse des Geistes, selbst des Böswilligsten in dieser Spähre, giebt es keine andere Waffe, als die des Geistes. Buchhaus, Geldbußen dagegen anzuwenden, erscheint als rohe Gewalt, die nur dazu dient, solchen Ansichten den Schein der Wahrheit zu erheben. Gegen die Unwahrheit ist es nur ein Mittel, das: sie zu widerlegen und zwar in der gleichen einfachen, verständlichen Weise, in welcher jene

ihre Verbreitung zu erlangen sucht. Je mehr jeder Ansicht, auch der äußersten, Raum wird, um so gefaheloser wird sie. Die Gefahr beginnt erst mit dem Moment, wo die Verfolgung solcher Ansicht die nöthige, ihre Verbreitung im Geheimen zu suchen. Wer Pressefreiheit will, muß auch deren Mißbräuche zu ertragen wissen. Die Neuheit der Sache läßt übrigens die Größe der Gefahr wohl überschätzen. Der gesunde Sinn der Bevölkerung wird auch den verführerischsten Theorien zu widerstehen wissen, wenn ihnen nicht bloß Bitten und Ermahnungen entgegengestellt, sondern das Unhaltbare, für den Arbeiter selbst Verderbliche solcher Lehren ruhig und ernst dargelegt wird. Der Unterzeichnete wird deshalb nur dann gegen Uebergriffe der Presse einschreiten und hält sich im Geiste des neuen Preßgesetzes nur dann dazu befaßt, wenn eine Druckschrift, das Gebiet des Allgemeinen verlassend, zu einem bestimmten Verbrechen Rath oder Anleitung geben oder die Ehre und Integrität bestimmter Personen verletzen sollte. Der Staatsanwalt beim Königl. Kriminalgericht: gez. v. Kirchmann.“ — Dieser Erklärung einen Kommentar geben wollen, sagt die „Berliner Zeitung“, hieße ihren Werth verringern.

Ein untrügliches Zeichen des nahenden Frühlings sind hier in Berlin die Straßenpervertungen; kaum beginnt die mildere Jahreszeit, so nimmt auch die Buddelei wieder ihren Anfang, und die Bekanntmachungen über das Absperren einzelner Straßenzüge nehmen wieder ihren regelmäßigen Platz in den Publikationen ein. Für heute sind es zwei solcher Sperren, die bekannt gemacht werden, und zwar wird die neben der Dreibrücke im Zuge der alten Verbindungsbahn über die Obersee führende Fußgängerbrücke behufs der Ausbesserung und das Tempelhofer Ufer zwischen der Danziger- und Großbeerenstraße behufs der Kanalisation bis auf weiteres gesperrt.

a. Ein schwerer Diebstahl. Der Schlächtergeselle M. wurde gestern zur Haft gebracht, weil er auf einem der letzten Wochenmärkte auf dem Dönhofsplatz ein ausgeschlachtetes halbes Schwein gestohlen hatte. Da in letzter Zeit auf dem Dönhofsplatz-Wochenmärkten mehrfach gleiche Diebstähle verübt worden sind, so vermuthet man, daß M. ebenfalls diese Diebstähle verübt hat, und es ist deshalb erwünscht, daß diejenigen Personen, welche in mehreren dieser Diebstähle den Dieb gesehen und von seiner Ergreifung Abstand genommen haben, weil sie annahmen, daß er zur Fortschaffung des Fleisches befaßt wäre, sich beim Kriminalkommissar melden, um den verhafteten M. event. zu rekonnoquiren.

Abgefaßte Diebe. Die Polizei in Spandau machte gestern einen wichtigen Fang. Am Vormittage wurden drei Fremde, welche am Morgen in einer hiesigen Herberge eingekerkert waren, wegen Trunkenheit zur Polizeiwache geführt. Die Besonderen fielen durch ihre Korruption auf, die ihnen das Aussehen wahrer Kalkstoffsäuren verlieh. Bei näherer Betrachtung dieser Formenfälle machte man die überraschende Entdeckung, daß alle drei förmlich wandelnde Kleidermagazine darstellten. Der eine war mit nicht weniger als 5 Hemden, 7 Westen und 3 Röcken bekleidet; in ähnlicher Weise hatten sich auch die beiden andern mit zahlreichen Garderobenstücken versehen. Die Fremden wurden genöthigt, sich der überflüssigen Kleider zu entledigen, und alsdann einem scharfen Verhör unterworfen. Einer der Delinquenten, ein Schneidergeselle, machte auch bald das Geständnis, daß sie in der vergangenen Nacht in Berlin einem Kleiderladen einen Besuch abgestattet hätten und mit der hierbei gemachten Beute heute früh nach Spandau gekommen seien, um sich den Niederden der Berliner Kriminalpolizei zu entziehen. Er gab ferner an, daß dies sein Debüt auf der Verbrechensbahn sei. Die beiden Genossen, ein Fleischergeselle und ein Metalldreher wollten sich zu keinem Geständnis bequemen. Die drei Eindringler befinden sich in Haft.

a. Ein feiner Chambrégarnist. Ein angeleglicher Schriftsteller Namens Nahlke ist gestern wegen wiederholten Betrages zur Haft gebracht worden. Nahlke hat fortgesetzt Chambrégarnist-Bermieter dadurch geschädigt, daß er bei ihnen längere Zeit hindurch Kost und Wohnung genoß und später nach Andäufung einer bedeutenden Logis- und Kost-Schuld heimlich sich entfernte. Er verschaffte sich diese Kredite durch die Vorspiegelungen, vermögende und angesehene Verwandte zu haben, die ihm häufig Geldsendungen machten, von Verlegern für gelieferte literarische Arbeiten Honorare zu beziehen und ein dramatisches Stück beendet zu haben, für welches ein Theater-Agent ihm bereits eine sehr hohe Summe offerirt habe. In einem Falle gab er sich als Zeitungs-Redakteur aus und wies ein Schriftstück der Zimmervermieterin vor, welches er als seinen Kontrakt mit dem Zeitungsverleger bezeichnete. Auf diese Weise hat er zuletzt einen Kaufmann K. in der Thiergartenstraße um 400 Mk. und vorher ein Fräulein U. in der Mohrenstraße um 100 Mk. geschädigt.

a. Ein Agent R. Preuß, welcher früher in der Schulendorferstraße gewohnt hat, verbreitete in den letzten Monaten gedruckte Zirkulare, in welchen er sich als Reisender für hiesige

Photographen ausgab und zu Abonnements einlud, welche er möglichen sollten, für geringe Katalogabgaben die Berechtigung zu erlangen, bei den angeblich von ihm vertretenen Photographen sich und seine Familie photographiren zu lassen. Diejenigen Personen, welche darauf eingingen, hatten wöchentlich 50 Pf. gegen Quittung zu zahlen, bis sie 6 Mark gezahlt hatten, und konnten sodann gegen die von Preuß empfangenen Quittungen sich abnehmen lassen. Inzwischen aber hatten die von ihm bezeichneten Photographen ihm gar nicht die Befugnis eingeräumt, für ihr Geschäft Abonnenten zu sammeln und Abonnementgelder einzuziehen, und nachdem B. von den Getäußerten die Katalogabgaben eingezogen hatte, verschwand er aus seiner Wohnung in der Schulendorferstraße und seine Abonnenten hatten das leere Nachsehen. Die von ihm verbreiteten Zirkulare waren mit den Namen der angeblich von ihm vertretenen Photographen unterzeichnet und enthielten eine Empfehlung ihres Reisenden Preuß, welcher ermächtigt sei, Subskriptionen resp. Abonnements entgegenzunehmen.

Der berüchtigte Pferdedieb und bereits seit Jahren als „wilder Mann“ in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf befindliche, aber wiederholt von dort entsprungene Ruffcher Ernst Friedrich Wilhelm Haseloff war bekanntlich im Frühjahr v. J. bereits zum dritten Mal aus der Anstalt entwichen. Nachdem er sich in verschiedenen Städten umhergetrieben, wurde er in Bremen ergriffen und hierher transportirt. In Spandau entsprang er wiederum seinem Transporteur auf dem Bahnhof. Der königlichen Staatsanwaltschaft entstanden nun doch wohl berechtigter Zweifel an seiner Geisteskrankheit trotz der ärztlichen Gutachten, und wurde unterm 8. Juli ein Steckbrief hinter dem Küchling erlassen, in welchem wegen Diebstahls und wiederholten, verübten Betruges seine Einlieferung in das Gefängnis verlangt wurde. Trotz alledem ist es bisher nicht gelungen, dieses schlauen Verbrechers wieder habhaft zu werden. Nach einem hierher gelangten Steckbriefe der Staatsanwaltschaft in Hamburg vom 6. d. M. hat Haseloff die Zeit seiner Freiheit dort verlebt; denn nach demselben wird er als „Schmidt und Ruffcher“ von Hamburg aus wegen wiederholten Diebstahls und Betruges ebenfalls gesucht.

## Vereine und Versammlungen.

Berichtigung. Im Beiblatt vom Sonnabend, den 14. März, sind in dem Bericht über die Arbeiterinnen-Versammlung vom Donnerstag bei Keller einige Unrichtigkeiten enthalten. In der 14. Zeile muß es betrefis der Krankenkasse heißen: Krankenkasse für Frauen und Mädchen, nicht Krankenkasse für Arbeiterinnen, denn die Kasse nimmt alle Frauen und Mädchen auf vom 14. bis 45. Lebensjahre. Sie zählt nicht 5000 Mitglieder, sondern 20 000 in Deutschland und zusa 5000 für Berlin. Außerdem fehlt, daß Frau Schaal persönlich zum Eintritt auf forderte und die Adresse des Vorsitzenden: C. Richter, Andreasstraße 20, Hof 3.

Der Arbeiter-Bezirksverein für den Osten Berlins hielt am letzten Dienstag in Keller's Lokal, Andreasstraße 21, eine Versammlung ab, in welcher Herr B. B. sich einen Vortrag über „das Meer, seine Eigen thümlichkeiten und seine Bewohner“ hielt. Nachdem Referent in einer Einleitung das Meer in seinen Eigenthümlichkeiten, Ruhe und Sturm, als Tropen- und als Polarmeer, und in seiner großen Wichtigkeit für die Menschen überhaupt, sowie besonders für den Weltverkehr besprochen hatte, ging er zu einer eingehenden Beschreibung der Thierwelt über, welche das Meer bevölkert. Durch eine Anzahl höchst naturgetreu und farbenprächtig ausgeführter Rebebilder veranschaulicht, erregte die eigenthümlichen und wunderbaren Gestalten der Diatomeen, Quallen, Korallen, Seesterne, Papiermantel u. s. w. großes Interesse. Ferner wurden außer den interessantesten Seefischen auch die dem Meer angehörenden Amphibien, Vögel und Säugethiere, unter den letzteren besonders der Wal, die Robbe und der Eisbär, in fesselnder Weise besprochen. Der höchst populär gehaltene Vortrag fand ungeheuren Beifall. Den Schluß des Abends bildete eine kleine Reise um die Welt, von Herrn B. B. in humoristischen Rebebildern dargestellt, welche die Versammlung in ununterbrochener Heiterkeit versetzten und zu stürmischen Beifallsbezeugungen veranlaßten. Beim 3. Punkt der Tagesordnung, „Ergänzungswahl des Vorstandes“, wurden die Herren Lehmann, Eiser u. Gehlar als Beisitzer u. Neuhaus als dritter Kassirer durch Akklamation gewählt. Nach Erledigung des Tagesordnungs machte der Vorsitzende auf die nächste Versammlung, welche am Dienstag, den 21. d. M. stattfindet, aufmerksam und schloß hierauf die zahlreich besuchte Versammlung 11 Uhr 15 Minuten.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler und Berufsgenossen hält am Montag den 16. d. Mts., Abends 8 1/2 Uhr, Raunungsstr. 44, eine Versammlung ab. — Tagesordnung: Vortrag des Herrn Lefter über: „Aus der Chemie“. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste willkommen.

seine Augen geschlossen.“ Er wachte in fast fieberhafter Aufregung.

Im Geiste verfolgte er fast unaufhörlich den Gang der Wahlen.

Es war neun Uhr.

Das war die Zeit, wo sich die Wahlmänner im Wahllokal versammelten. „Du, ich weiß es“, murmelte er, „im Gasthose zu Falkenburg da sitzen sie jetzt in dichten Mengen. Die kleine Schaar, welche zu mir hält, schüchtern in den Winkel zurückgezogen; natürlich gegen die große Majorität, die sich um Steinberg versammelt, verschwindet diese kleine Schaar, und wagt kaum, sich hervorzutun. . . . Nun treten sie heran an den Wahlstisch. . . . Nun nennen sie den Namen des Erwählten und immer nur: Steinberg, Steinberg! Ein und wieder, ganz verstohlen, wird mein Name genannt, und spöttisch sehe ich die Leute, welche den Namen hören, die Köpfe zuden, als wollten sie sagen: Wie kann man nur so bornirte Ansichten haben, einen Wredow zum Abgeordneten zu wählen? . . . Es ist unerträglich. . . . Wie ich diesen Steinberg hasse!“

Am Frühstückstisch ließ er sich nicht bliden. Das war ja gerade die Zeit, wo die Stimmen gezählt wurden, wo das Wahleresultat verlündet wurde, wo man mit großem Jubel den Namen des Gewählten ausrief. Herr von Steinberg zieht mit den Landboten in die Residenz, und er, das Gift der Erbitterung im Herzen, gedemüthigt, muß in den Zeitungen die Berichte lesen, in denen Steinberg's Namen genannt wird. Er ist der Vergessene, Verschollene!

Sein Zustand erregte in der That Besorgniß. In ihrer Angst um ihn näherte sich ihm mehrmals seine Gattin, um ihn zu beruhigen, um ihn über die vermuthlich erlittene Niederlage zu trösten.

Nein, nein, es gelang nicht. Er wies sie ab, oft mit harten Worten.

Voll Spannung erwartete er die Abendzeitung. Sie brachte vielleicht schon eine Nachricht über das Resultat der Wahlen in Falkenburg.

Dann wieder schickte er nach seinem Sohn, der sich noch in seinem Bureau befand.

Vielleicht hatte man schon im Ministerium telegraphische Nachrichten.

Sein Sohn kam immer noch nicht.

Endlich, es war bereits Abend, und in dem Gesellschaftszimmer, in welchem Herr von Wredow wieder unruhig auf- und abschrirt, während sein Auge in dem gedämpften Licht der mit Gloden überdeckten Wandleuchter unheimlich funkelte, sah es öde und düster aus, wie in seinem Herzen.

Da öffnete sich die Thür. Endlich, eublich erschien Oswald. Aber er kam nicht allein, er war begleitet von Strahlenau.

„Nun Oswald!“ rief der Baron ihm entgegengehend. „Du läßt mich lange warten. . . . Herr Strahlenau, Sie hier?“

„Ja, Herr Baron; soeben bin ich mit dem Kourierzuge angekommen, um der erste zu sein, der Ihnen das Resultat der Wahl bringt. . . . Herr Abgeordneter von Wredow, lassen Sie mich zuerst Ihnen meinen Glückwunsch bringen.“

Herr von Wredow starrte den Sprecher an, dann aber zog sich seine Stirn in zürnende Falten zusammen.

„Herr Strahlenau, das ist eine empfindliche Stelle in meinem Herzen; in diesem Punkte dulde ich keinen Scherz.“

„Ich scherze nicht, Herr Baron! Ich gratulire Ihnen als Abgeordneter des Kreises Falkenburg.“

„Und ich beglückwünsche Sie“, sagte Oswald. „Hier ist die Depesche, die ich gleichzeitig mit dem Eintreffen des Herrn Strahlenau erhielt. Du bist gewählt!“

Herr von Wredow stand zur Bildsäule versteinerter den beiden jungen Leuten gegenüber. Diese Nachricht kam so unerwartet, daß er die Wahrheit noch nicht glaubte, als er die Depesche in der Hand hielt.

Er starrte die Zeilen an.

Ja, da stand es:

„Baron von Wredow in Berlin mit großer Majorität gewählt.“

„Mein Sohn“, rief er endlich sich gewaltsam fassend, „Herr Strahlenau — es ist nicht Täuschung, es ist Alles Wahrheit? . . . Ich weiß nicht, mir verwirren sich die Sinne. . . . Träume ich? Ich kann nicht daran glauben! Wie ist es möglich?“

„Es ist Wahrheit, mein Vater! Laß Dir von Herrn Strahlenau den Hergang erzählen, und Du wirst nicht nur überzeugt sein, daß alle Deine Voraussetzungen und Be-

fürchtungen nicht eingetroffen sind, sondern wirst auch eine andere Ueberzeugung erhalten, die für Dich mindestens eben so hohen Werth hat, als die Gewisheit, daß Du in der Wahl gesiegt hast.“

„Ich bitte Sie, Herr Strahlenau, erzählen Sie. . . . Mir kommt das Alles so überraschend, daß ich wirklich nicht im Stande bin, so ohne Weiteres an die Wahrheit zu glauben. . . . Ich habe in allen Wahlen unterliegen müssen, selbst zur Zeit, als ich noch mitten unter meinen Wählern lebte, als sie in mir zum Theil ihren Herrn, zum Theil ihren Wohlthäter sahen — und jetzt, da ich fort bin, sollte ich gewählt sein? — Das ist wunderbar!“

„Es ist Alles natürlich zugegangen, Herr Baron,“ antwortete Strahlenau. „Aberdings standen die Chancen für Sie Anfangs nicht günstig. Es stand bei allen Wahlmännern fest, daß Steinberg gewählt würde. Herr von Steinberg hatte aber diesmal seine Gründe sich nicht wählen zu lassen. . . . Er dachte nach, wer wohl ein Abgeordneter sei, den er mit bestem Gewissen den Wählern empfehlen könne, und . . .“

„Und?“ wiederholte Herr von Wredow gespannt.

„Und er nannte Ihren Namen!“

„Reinen Namen? Den seines politischen Gegners? . . . Das ist unmöglich, Herr Strahlenau!“

„Sie waren ebendam sein politischer Gegner; in den Fragen, deren Entscheidung jetzt dem Abgeordnetenhaufe vorliegt, differiren Sie in Ihren Ansichten nicht. . . . Es ist ja bekannt, daß Sie hinsichtlich der kirchenpolitischen Gesetze die Regierung so gut zu unterstützen beabsichtigen, wie es Steinberg nur könnte; ja, Herr von Steinberg war sogar überzeugt, daß Sie mit größerer Entschiedenheit und Energie für die Sache eintreten würden, als er im Stande ist. Er opferte also seinen persönlichen Ehrgeiz der Ueberzeugung, daß Sie den Platz besser ausfüllen als er.“

„Sie wollen mich täuschen,“ sagte Herr von Wredow unwillig und seine Stirn begann sich zu umwölken. „Seit vielen Jahren habe ich Herrn von Steinberg nicht von dieser Seite kennen gelernt. Ja, früher war er einer solchen Gesinnung fähig; jetzt aber, da ihn die Gunst der Wähler hochmüthig gemacht. . . . Nein, nein, Sie täuschen mich, jetzt hegt er solche Gesinnung nicht, am wenigsten gegen mich.“

(Fortsetzung folgt.)

**Theater.**

**Königliches Opernhaus.**  
Heute: Die Baubersäule.  
Morgen: Morgano.

**Königliches Schauspielhaus.**  
Heute: Die Jäger.  
Morgen: Tartuffe.

**Deutsches Theater.**  
Heute: Der Weg zum Herzen.  
Morgen: Hamlet.

**Bellevalliance-Theater.**  
Heute: Doktor Klaus.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**  
Heute: Gasparone.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Central-Theater:**  
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.  
Heute: Der Walzerkönig.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Residenz-Theater:**  
Direktion Anton Anno.  
Heute: Zum 25. Male: Der Vergnügungsjug. Hierauf: Die Schultetterin.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Walhalla-Operetten-Theater:**  
Heute: Der Feldprediger.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Vossstädtisches Theater:**  
Heute: Fünftes Gastspiel der Original-White-Star-Minireis.  
Dazu: Onkel Bräsig.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Ostend-Theater:**  
Heute: Das Geheimnis der alten Ramsell.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Wallner-Theater.**  
Heute: Die Sorglosen.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Vittorio-Theater.**  
Heute: Die Tochter des Teufels.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

**Alhambra-Theater.**  
Heute: Benefiz für Frau Hedwig Wiese. Zum 1. Male: Bella-Bista.  
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Allen Freunden und Bekannten empfehle meine ..  
**Restauration**

**Zum wahren Jakob.**  
Weiss- und Bairisch-Bier à Glas 10 Pf.  
Für Abend-Unterhaltung ist auf das Beste gesorgt.  
**G. Spiekermann,**  
Hüdersdorferstr. 51.

**Herrn. Kehr, Hutmacher.**  
Skalitzerstr. 109, nahe d. Manteuffelstr.  
Elegante Seidenhüte v. 5—12 Mk.  
Gute und feine Filzhüte v. 2—6 Mk.  
Jede Reparatur wird sauber und billig ausgeführt.  
Aufbügeln sofort für 25 Pfennige.

(Zweites Geschäft)  
**Filz- und Seidenhut-Geschäft**  
Brückenstraße 16, Eckhaus der Köpnickstraße, unter  
Bettung meines Bruders  
**Gustav Ad. Kehr.**  
Alle Freunde und Bekannte bitte ich, bei Bedarf mich zu  
unterstützen.

**Größte Auswahl**  
von  
**Schuhen und Stiefeln**  
Bestellungen nach Maß nur reell, solideste Preise  
bei **C. Wolf,** Walbertstr. 80.

Allen Freunden und Gönnern, sowie einem geehrten  
Publikum empfehle ich mein  
**Möbel-, Spiegel-  
und Polsterwaaren-Magazin.**  
hochachtungsvoll  
**A. Vogt,** Roabit, Waldstr. 45,  
2. Haus v. d. Turmstr.

Rein seit 1877 bestehendes, als reell bekanntes  
**Uhrengeschäft**  
verbunden mit  
**Reparaturwerkstatt**  
befindet sich  
**157 Invalidenstrasse 157**  
zwischen Brunnen- und Ackerstraße, und empfehle dasselbe allen  
Besuchern dieses Blattes.  
**Max Busse, Uhrmacher.**

**Erste Produktiv-Genossenschaft Berliner  
Schneider (Eingetragene Genossenschaft.)**  
Berlin S., Kommandanten-Strasse 63/64.  
Som 1. April: Kommandantenstrasse 61.  
**Herren-Garderoben jeder Art**  
werden nach Maß angefertigt. Reichhaltige Auswahl nur  
reeller in- und ausländischer Stoffe. Auf Wunsch Muster-  
lage im Hause. Saubere Arbeit, guten Sitz, solideste Preise  
garantirt.  
Der Vorstand:  
Ed. Siebert, A. Krause, H. Hooge.

**Cigarren eigener Fabrik,**  
sowie alle Sorten Rauch-, Kau- und Schnupftabak  
empfehle  
**A. Kunze,** Forsterstraße 2.  
**Kleine und große Vereinszimmer**  
auch Sonntags zu haben. Mauerstraße 86. [1804]

Verantwortlicher Redakteur H. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW., Beuthstraße 2.

**Geschäfts-Gröfönung!**

Allen meinen Freunden und Bekannten, sowie meiner geehrten Nach-  
barschaft zeige hierdurch an, daß ich am

**Donnerstag, den 19. März, in Berlin,  
Weinbergsweg Nr. 15b am Rosenthalerthor eine  
Cigarren- und Tabak-Handlung**

unter bewährter Leitung eröffnen werde.

Ich ersuche, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen und wird es  
mein eifrigstes Bestreben sein, durch gute und gediegene Waare die Zu-  
friedenheit meiner geehrten Kunden zu erwerben.

**Ferdinand Ewald, z. Z. Brandenburg a. S.**



**Pferde- und Equipagen-  
Verloosung zu Berlin.**

Ziehung 20. und 21. April 1885.

4291 Gewinne im Werthe von

**225,500 Mark.**

**Haupt-Gewinne  
12 complete Equipagen.**

à Loos 3 Mark.  
11 Loose für 30 Mark.

Die von Mitgliedern des Fachvereins der Schneider gegründete  
**Produktiv- u. Rohstoff-Genossenschaft der Schneider  
zu Berlin (Eingetragene Genossenschaft)**

**No. 30. ZIMMER-STRASSE No. 30,**

empfehle ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie ihr reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Borten  
und Knöpfe. **Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß ange-  
fertigt. Reelle Arbeit. Dauerhafte Stoffe. Feste Preise.**  
Bitte genau auf Strasse und Nummer zu achten.  
Der Vorstand und Verwaltungsrath.

**Fritz Sodtke, Restaurateur,  
Ritterstrasse 123**

empfehle seinen großen bürgerlichen Mittagstisch, sowie exquisiten Frühstückstisch in großer Auswahl,  
verbunden mit großem  
**Weiß- und Bairischbier-Ausschank.**

Außerdem steht Vereinen und Gesellschaften ein Extra-Zimmer für ca. 70 Personen jederzeit zur Verfügung.  
Bedienung. Um recht zahlreichen Besuch bittet  
**Fritz Sodtke.**

**Am 19. und 20. dieses Monats**  
**Ziehung der Großen Schlesischen Lotterie**  
zu Breslau.  
2000 Gewinne. Hauptgewinne W. 15 000 Mark.  
3000 M., 2000 M., 1000 M. u. s. w. W. 5 000 Mark.  
**A. Aschenheim, Berlin W.,  
Friedrichstraße 85,**  
zwischen Unter den Linden u. Behrenstraße.

**Möbel- u. Polsterwaaren-Fabrik**  
von **Georg Haake,**  
Verkaufs-Lager **Oranien-Strasse Nr. 85/86.**  
Empfehle Möbel, Spiegel und Polsterwaaren zu billigsten Produktionspreisen. — Mein Musterbuch, enthaltend  
20 zusammengestellte Wohnungs-Einrichtungen vom Einfachsten bis zum Eleganteren, verleihe postfrei.

**Caffee, Wein und Delicatessen**  
Nach ausserhalb von 15 Mk. an franco.  
**Martin Jankier, Berlin SO., Admiralstraße 40**  
am Rottbuscher Platz (frühere Linde.)

## Parlamentsberichte.

Deutscher Reichstag.

17. Sitzung vom 14. März, Nachmittags 1 Uhr.  
Am Tische des Bundesrats Fürst v. Bismarck,  
Boetticher, Stephan, Bronsart v. Schellern-  
vorff.

Die zweite Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend die  
Dampfersubvention, wird fortgesetzt.

Vgl. Richter: Ganz praktisch und verständig hat der  
Reichskanzler gestern erklärt, daß er auch eine einzige Dampfer-  
subvention dankbar annehmen werde und aus der Ablehnung der  
beiden anderen keine Kabinetsfrage machen wolle. Ich habe  
beide auch nicht anders erwartet. Allerdings hat er damit das  
Verhalten der Konserverativen und Nationalliberalen in der  
Kommission, welche die Vorlage im Ganzen ablehnten, weil sie  
ein verfallenes Torsio, ein verfallenes Wert, die Annahme einer  
solchen Linie, nicht annehmen könnten, scharf demontirt. Er  
legte noch den andern Grund für die Annahme einer  
solchen Linie hinzu, weil die Sache noch unferdig  
ist und durch die Erfahrung vielfach Irrthümer  
entstehen müsse. Wenn also probiren besser ist als  
händeln, dann ist es doch richtiger, das Risiko nicht gleich so  
hoch zu stellen und zuerst mit einer Linie Erfahrungen zu  
machen, um die Nachtheile ihrer mangelhaften Gestaltung zu  
verringern. Auch die Freunde der Vorlage, ja die Regierung  
selbst, haben in der Kommission ihren Standpunkt in Bezug  
auf die Ausführung im Einzelnen mehrfach geändert, nur Herr  
Stephan konnte es niemals rasch genug gehen; er war mit  
der Sache von vorn herein fertig und bezeichnete es als ein  
schweres Verhängnis, 8 Wochen damit in der Kommission  
zu verbringen. Ich betrachte aber dergleichen nicht von  
dem Standpunkt des größeren oder geringeren Vergnügens, sondern  
von dem der Pächterfüllung, zumal er erklärt hat, schon vor  
10 Jahren diese Vorlage in seinem Reform ausgearbeitet zu  
haben. Jehn Jahre hat also die Regierung gebraucht,  
um sich schlüssig zu machen und da findet man die  
Vorlage für unsere Vorprüfung zu lang! Herr von Hell-  
dorff gestirnt die schlechten Erfolge des Subventionsystems  
in Frankreich durch den Mangel an Geschäftlichkeit  
erklärt. Also das System an sich verbürgt nicht den Erfolg,  
es liegt noch eine besondere Geschäftlichkeit in seiner Anwendung  
darauf: um so mehr ist ihre Erprobung auf beschränktem Ge-  
biet angezeigt, bevor man sich weiter engagirt. Ueberdies sind  
die Abwehrevorhältnisse gegenwärtig besonders bedenklicher  
Natur. Das Angebot von Seeschiffen ist größer als die Nach-  
frage nach Frachten, und durch die Ausführung dieser Vorlage  
wird das Angebot von Schiffen noch vermehrt werden. Wenn  
die Schiffe, die jetzt nach Asien und Australien fahren, aus  
dieser Linie hinausgedrängt werden, müssen sie andere Frachten  
aufsuchen und werden dadurch den Preis der Frachten noch  
mehr heruntersinken. Gerade aus diesem Grunde wird die  
Sympathie für das Unternehmen immer größer, je mehr man  
sich dem Seestrande nähert, und die Begeisterung dafür mit  
der Entfernung vom Seestrande um so größer. Je mehr  
Schiffe jetzt unmittelbar neu eingerichtet werden, desto intensiver  
werden die Gefahren für die Entwicklung der Seeschiffahrt.  
Wenn wir gleich ein vierzig Duzend Linien subventioniren,  
wird die Entwicklung für die selbstständige Entwicklung der  
Schiffahrt natürlich viel stärker sein, als wenn man es mit  
einer einzigen Linie bewenden läßt. Hier handelt es sich um  
eine Bewilligung von 5 400 000 Mark, beschränken Sie diese  
Summe auf die Forderung von 1 700 000 Mark für die ost-  
asiatische Linie, so wird eine Summe verfügbar, die in Bezug  
auf die Hauptstädte hinreichen würde, jene immerhin noch längere  
den Pension für die Volksschullehrer aus der Staatskasse zu  
zahlen. Früher hat der Reichskanzler die Fürsorge  
für den armen Mann in den Vordergrund gestellt;  
jetzt hören wir ihn die Fürsorge für die Millionäre in  
den Vordergrund stellen. Nun, ich denke die Millionäre ver-  
dienen es schon, für sich selbst zu sorgen. Jedenfalls wird auch  
der Bau neuer Schiffe nur einem ganz begrenzten Kreise von  
Arbeitern zu gute kommen, während die Gesamttheit der nicht  
am Schiffbau beteiligten Arbeiter zu den Geldern mit be-  
zogen müssen, die zur Deckung erforderlich sind. Das Geld,  
das für den Schiffbau verwendet wird, wird doch nicht aus

der Luft gegriffen. Es vermindert an anderer Stelle das Ka-  
pital und damit auch die Nachfrage nach Arbeitern. Es findet  
also nur eine Verschiebung, nicht eine Vermehrung der Arbeits-  
gelegenheit statt. In Ostasien handelt es sich um eine  
Bevölkerung von 300 Millionen Chinesen und Japaner.  
Die Phantasie kann sich wenigstens ausmalen, daß  
hier eine Entwicklungsfähigkeit des Exports möglich  
ist, von der man gegenwärtig noch kaum eine  
Vorstellung hat. In Australien handelt es sich nur um 2 1/2  
Millionen, im ganzen Welttheil um 5 Millionen Menschen.  
Auch wäre bei den Chinesen und Japanern eine umfassende  
Gewöhnung an europäische Bedürfnisse möglich. Ein politisch  
ganz tendenzloses Werk, die Statistik des Prof. Diekmann  
über den außereuropäischen Waarenverkehr Deutschlands sagt  
bezüglich Australiens, gegenüber der Hoffnung auf Steigerung  
des Exports werde vor Ueberschätzung der Konsumtionsfähigkeit  
des Landes gewarnt, da dasselbe bereits große Konkurrenz im  
Angebot herrsche und die Geschäfte nur mit kleinen Gewinnen  
betrieben würden. Herr Stephan hätte gestern auch erwähnen  
sollen, daß von der großen Einfuhr nach Neu-Süd-Wales die  
deutsche Einfuhr nur den 55. in Victoria nur den 400. Theil  
beträgt. Von einer Rentabilität der australischen Linie kann nur  
die Rede sein, wenn man sie als Auswandererlinie aufstellt;  
die Subvention wird eine Prämie auf die deutsche Auswander-  
ung nach Australien sein. Aus dem amtlichen Bericht des  
Reichskommissars geht hervor, daß 1883 die 10 Schiffe der  
Gleitschiffahrt, die nach Australien gefahren sind, 1085  
deutsche Auswanderer dorthin mitgenommen haben. Die Aus-  
wanderung nach Australien ist 1883 gar nicht unbedeutend ge-  
wesen. Ebenso wenig wie ich nun ein Freund künstlicher  
Polizeihindernisse gegen die Auswanderung bin, kann ich ihre  
künstliche Förderung durch Prämien, durch Vermehrung  
des Passagiergeldes billigen. Deutsche Arbeiter können  
außerdem dort körperliche Arbeit nicht verrichten und in-  
wiefern dort fremde verwendbar sind, das soll noch  
nachgewiesen werden. Nur Vorstände der Faktoreien  
zur Beaufsichtigung der Arbeit werden vorhanden sein.  
Ich will aber gern meine Ansicht darüber korrigiren, wenn die  
neuen Befürworter der deutschen Landstriche, die Herren Hansmann  
und Bleichröder, die man jetzt als die Pioniere der Erwer-  
bungen von Deutschland feiern will, erst selbst die Probe auf  
ihre Gesundheit gemacht und sich wenigstens auf den von  
Herrn Kalle gerühmten Höhen als Luftkurort aufgehalten haben.  
In keinem Fall wird die australische Linie durch Auswander-  
ung rentabler werden. Und wie steht es mit ihrer Rückfracht?  
Gestern rühmte der Reichskanzler diese Verbindung damit, daß  
sie uns Waaren zuführen werde, die wir nicht produziren.  
Aber aus dem Festland Australien kann umgekehrt nur im-  
portirt werden, was in Deutschland selbst produziert wird, vor  
Allem Wolle, die 72 pCt. des ganzen australischen Exports  
ausmacht. Davon kamen nach Deutschland in den letzten drei  
Jahren 885 000, 909 000 und 1 056 000 Doppelzentner, unser  
Import steigt also beträchtlich und verdrängt unsere eigene Wolle  
aus unserer Wollfabrikation bis auf 1/5 des Bedarfs. Ich bin  
gewiß ein Gegner des Wollzolls, aber dagegen bin ich auch, den  
ausländischen Import zum Nachtheil unserer Produktion künstlich  
durch vermehrte Frachten und Schiffe zu erleichtern, zumal un-  
sere Schafzucht und Wollproduktion sich ohnehin schon in einer  
schweren Krise befindet. Von 1873-1883 hat die Zahl der  
Schafe in Deutschland um 5 Millionen abgenommen, speziell  
in Schlesien, wo besonders lebhaft geklagt wird, um 39 pCt.  
Auch der Export nach Australien unserer Landwirthschaft durch den  
Reichsimport und zugleich durch den Export von Hammeln  
auf dem englischen Markt Konkurrenz. Herr v. Hell-  
dorff meinte dem gegenüber: wenn sich wirklich daraus eine größere Kon-  
kurrenz für die deutsche Landwirthschaft entwickeln sollte, so  
könnten wir die Reichszölle entsprechend erhöhen. Was ist das  
für eine Politik! Erst bezahlt man etwas zu, um den Import  
künstlich zu erleichtern, und dann will man die Zölle erhöhen,  
um diesen künstlichen Import wieder künstlich zu neutralisiren.  
Die australische Linie ist am schwächsten beschränkt, und in  
keiner Weise zu vertheidigen. Das Marineinteresse dabei ist  
sehr minimal. Auch das politische Interesse wird nicht mehr  
so heraufgehoben. Das Postbüro war nur dazu bestimmt, ge-  
wissermaßen Zwischenakt zu machen, bis der kolonial-  
politische Vorhang aufgezogen werden konnte. Herr v. Hell-  
dorff und noch scharfer der Reichskanzler forderten uns auf,  
in der Stellungnahme zu dieser Vorlage Farbe zu bekennen gegen-

über der Kolonialpolitik. Ja, wir haben Farbe bekannt, soweit  
die Kolonialpolitik überhaupt eine bestimmte Farbe gezeigt hat.  
Wir haben 3 Millionen für die Marine und eine Pauschal-  
summe für Beamte und Baulen in den afrikanischen Schutz-  
gebieten bewilligt. Aber wir können in der Bewilligung nicht  
weiter gehen, als die Kolonialpolitik überhaupt eine bestimmte  
Farbe erkennen läßt. Der Reichskanzler hat ja zugegeben, daß  
die Kolonialpolitik für ihn selbst mehrfach eine terra incognita sei,  
daß er deshalb vorsichtig sein müsse und Maßnahmen, die er  
heute für richtig ansehe, vielleicht später für unrichtig zu be-  
zeichnen genöthigt sein könnte. Diefelbe Vorsicht, Vorsicht  
zu üben, haben wie die Regierung natürlich auch die Vertreter  
des Volkes. Gerade die Art, wie diese Linien in Verbindung  
gebracht werden mit der Kolonialpolitik, ist geeignet, stutzig zu  
machen. Es sind hier Sätze ausgesprochen worden, die eine  
Perspektive von Gelbbewilligungen eröffnen, vor der ich zurück-  
schrecken möchte. Hören wir doch schon den Satz, wir wollen im Aus-  
land unabhängig vom Auslande sein, wir wollen auch dort  
auf deutsche Verbindungen angewiesen sein. Wohin soll das  
führen? Nach Herrn Stephan sollen die Dampfer uns mit  
dichtbesiedelten Orten verbinden, um den Export zu heben,  
in den Kolonien ist aber keine dichte Bevölkerung, sondern  
da sind nur kleine Faktoreien, die mit wilden Stämmen  
Tauschhandel treiben. Jene Linien sollen durch Zeitersparniß  
der Konkurrenz anderer Staaten einen Vorsprung ab-  
gewinnen, in den Kolonien kommt es darauf nicht an,  
da die Wilden den Werth der Zeit nicht kennen. Wie Herr  
Boermann versichert, wird ein Eisenbahnen, über dessen  
Preis man sich nicht einigen kann, ins Innere Afrikas zurück-  
gebracht und kommt nach Monaten erst wieder zum Vorschein.  
Durch die Verbindung der Dampferlinien mit den Kolonien  
kruzt man eine natürliche Entwicklung, die sich bisher ange-  
bahnt hat, nämlich die Verbindung des Handels mit eigenen  
Schiffen; alle Befürworter von Faktoreien haben ihre eigenen Schiffe  
und können sich so den besonderen Verhältnissen des dortigen  
Exporthandels anpassen, was die Postdampfer nicht können.  
Wenn diese auch noch Passagiere aufnehmen, so machen sie den  
Faktoreien Konkurrenz, die jetzt noch verfrüht ist. Wenn alle  
Japanesen die Sitte befolgten, „bei Zeichenbezügen mit  
Papierstücken sich in eine feierliche Stimmung zu versetzen“,  
was bedeutet das gegenüber dem Schaden, den das Königreich  
Sachsen durch den neuen österreichisch-ungarischen Zolltarif er-  
leiden wird. (Widerpruch.) Sie sollen nicht unsern Blick ab-  
lenken von den wirklichen Exportinteressen auf allerlei Nittel.  
(Sehr richtig! links, Widerspruch rechts). Der Reichs-  
kanzler klagte über den Parteihader, über den Verfall  
des Parteiwesens, über die wachsende Uneinigkeit.  
Was hat sich aber seit der Zeit unmittelbar vor  
oder nach 1870 viel geändert? Die politischen Parteien  
sind dieselben; hier und da ist die Bezeichnung eine andere  
geworden, aber die Traditionen, die Auffassungen dieser Par-  
teien sind grundsätzlich wenig verändert. Was sich verändert  
hat, ist, daß die sozialistische Partei viel größer, daß die Zen-  
trumspartei die ausschlaggebende Partei geworden ist. Ich  
theile nicht die kirchenpolitischen Anschauungen des Herr Wind-  
thorst, aber ich muß sagen, daß wenn die kirchenpolitischen  
Kämpfe dazu beigetragen haben, die Centrumspartei zu ver-  
stärken, so hat nach meiner Auffassung gerade die Eigenart,  
wie die kirchenpolitischen Kämpfe unter der Initiative des  
Reichskanzlers geführt sind, das Meiste dazu beigetragen.  
(Sehr richtig! links.) Was die sozialistische Partei betrifft, so  
sind die Sozialisten selbst und wir, ihre Gegner, darüber einig,  
daß dieselbe gerade dadurch, daß der Reichskanzler in den  
letzten Jahren die sozialistischen Schlagwörter aufgenommen  
und durch die ganze Art, wie er die sozialistische Bewegung  
zu bekämpfen suchte, am meisten gestärkt worden ist.  
(Sehr richtig! links.) Die gegenwärtige Schutzpolitik  
nun und die Art, wie der Reichskanzler sie in der  
Öffentlichkeit vertritt, ist auch nicht geeignet, zu  
vereinigen, das gemeinsame Bewußtsein lebendig zu  
erhalten; sie ist im Gegentheil dazu angethan, überall Interessen-  
gruppen hervorzurufen, von denen jede ihr Sonderinteresse auf  
Kosten der Allgemeinheit befriedigen will. Der Reichskanzler  
hat mit Recht hervorgehoben, wie stark der Einheitsdrang und  
das Einheitsbewußtsein das deutsche Volk erfüllt; aber er hat  
unterlassen darauf hinzuweisen, daß man die Einheit nicht als  
Selbstzweck verlangt, sondern mit der Forderung der Einheit  
in Deutschland immer die der Freiheit verbunden hat. Man

## Berliner Sonntagsplauderei.

R. C. Die vergangene Woche hat auch einmal bei  
uns, in unserer sonst als so nächsten verschrienen Reichs-  
hauptstadt einen wahren Roman gezeitigt, in dessen Schlus-  
kapitel der Revolver, das Instrument, welches sich überall  
zur Ausgleichung irgend welcher Liebeshändel einer immer  
höheren Beliebtheit erfreut, eine verhängnißvolle Rolle ge-  
spielt hat.

Da soll man noch sagen, daß die Franzosen uns in  
einer Beziehung „über“ sind!

Die Affaire des Uhrmacher Dettmar, über welche unsere  
Presse genügend orientirt sein werden, ist recht bezeichnend  
für gewisse soziale Zustände, sie wirft ein grelles Licht auf  
den Rechtsbewußtsein, von welchem manche unserer Mit-  
bürger erfüllt sind.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen darüber an-  
zustellen, wer von den Personen den größten Theil der  
Schuld an dem tragischen Ausgang des Liebesdramas trägt,  
sondern es ist sicher, daß, wenn die Sitte oder Unsitte des  
Schwärmens in unserem Spreetheater noch weiter an Aus-  
dehnung gewinnt, man gut daran thut, sich bei Zeiten nach  
den kugelsicheren Panzerhemde umzusehen, denn es giebt  
nichts Schlimmeres, als wenn man in der Stimmung  
eines schwärmenden Liebhabers, der nach den süßen Freuden  
der Liebe dürstet, urplötzlich mit Schnellfeuer überschüttet  
wird.

Jene französische Dame, die sich in ihrer weiblichen  
Weise gekränkt wähnte, es vielleicht auch war, hat vor einiger  
Zeit das erste Beispiel zu dieser lebensgefährlichen Spielerei  
gegeben.

Werkwürdiger Weise haben sich nun die Berliner  
Frauen dieses neuen Sports nicht bemächtigt, sondern bei  
uns sind es die Männer, welche mit scharfgeladenen Re-  
volvern in den Hofentastchen ihre Liebestendenzvous besorgen.

Die Zeit schreitet fort, und unaufhaltsam rollt das  
Rad der Kultur!

Früher ließ man eine treulose Geliebte einfach ruhig  
liegen, man hielt es nicht für durchaus nothwendig, sich

um der Liebe willen unglücklich zu machen, man fand wohl  
auch andere Mittel, um eine Vertreterin des jarten Ge-  
schlechts, die burghaus nicht auf dem Wege der Tugend  
bleiben wollte, auf den richtigen Weg zurückzuführen.

Wohl kennt außerdem Sage und Geschichte viele wilde  
und erbitterte Kämpfe von Männern, die um die Liebe  
eines Weibes stritten, im Alterthum zogen ganze Völker  
gegen einander ins Feld, Troja fiel wegen eines Weibes,  
und heute noch, nach vielen tausenden von Jahren, ver-  
wünschen sämtliche Gymnasialisten die schöne Helena, denn  
ohne diese Dame brauchten sie wahrscheinlich nicht die un-  
sterblichen Gefänge des Homer mühsam aus dem Griechischen  
in das Hochdeutsche zu überetzen.

Wie ist das heute Alles anders geworden!

Zwei Nebenbuhler, von denen Jeder ein Anrecht auf  
die Auserkorene zu haben glaubt, spielen feiervergnügt  
und ruhig eine Partie Billard, indem sie sich von ihrer  
Angebeteilen dabei unterhalten.

Sollte man nun nicht annehmen, daß sie nach allen  
bisher über derartige Fälle bekannt gewordenen Regeln  
aneinander geriethen und sich mindestens tüchtig zer-  
bläuten?

Im Gegentheil, sie trennen sich friedfertig, und wenige  
Stunden später schießt der Eine, der ältere Rechte an die  
gemeinschaftliche „Braut“ hatte, derselben eine Kugel in den  
Kopf, nachdem ihm diese Perle des weiblichen Geschlechts  
die trostreiche Versicherung gegeben, daß sie, um allen  
Coventualitäten vorzubeugen, am liebsten beide Bewerber  
heirathen würde!

Das ist doch ein reizendes Bild aus dem großstädti-  
schen Leben, es beweist, daß wir in jeder Beziehung vor-  
geschritten sind.

Nur immer vorwärts auf dem einmal beschrittenen  
Wege, wer weiß, wie weit wir es noch bringen! —

Wenn derartige kleine störende Vorfallomnisse den Früh-  
ling der Liebe anzeigen, so wird uns das faktische Ein-  
treten der wärmeren Jahreszeit in Berlin ganz anders  
angekündigt.

„Der Magistrat buddelt“ — folglich wird's Frühjahrs.  
Ohne diese liebliche Beigabe kann man sich sommerliche

Straßen in Berlin garnicht mehr denken. Wie nett wird  
es erst wieder sein, wenn wir über hochaufgethürmte Sand-  
hügel, über monumentale Steinhäufen dahin wandeln wer-  
den, wenn namentlich draußen in den Vorstädten bei der  
flotten Beleuchtung der Staatsbürger mit zerbrochenen  
Beinen liegen und vergeblich nach Hilfe rufen wird!

Doch, was das Schicksal schickt, herrtage — man kann  
doch nichts dagegen thun, und wir werden uns wahrschein-  
lich bis in alle Ewigkeit hinein in die Dubelei finden  
müssen, die Frage der Pflasterung scheint eine so harte  
Nuß zu sein, daß ein Wiener Pflasterstein weich wie Butter  
dagegen erscheint.

Öffentlich hat das noch einige Wochen Zeit, denn vor-  
läufig leben wir ja noch in jener ungemüthlichen Zeit-  
periode, wo man viele, namentlich jüngere Leute, in blohem  
Rock und heroischem Gesicht, aber blaugefrorener Nasenspitze  
einherstolziren sieht. Die Unglücklichen haben den paar  
warmen Sonnenstrahlen vertraut, sie haben sich  
vorzeitig von dem wärmenden Winterüberzieher  
getrennt — und in den Pfandschein können sie doch ihre  
zitternden Glieder nicht hüllen. So müssen sie frostelnd  
durch die Straßen traben, sie weichen ängstlich und mit  
peinlicher Sorgfalt jedem Bekannten aus, denn die Aus-  
rede, daß sie nur der Abhärtung wegen jetzt schon im  
blohem Rock einherwandeln, ruft doch höchstens ein un-  
gläubiges Lächeln hervor, ein Lächeln, über welches sie sich  
unwillkürlich ärgern.

Entschieden ist es unfreundlich, seine Mitmenschen durch  
unfreundliche Fragen zu ärgern, was kann es andere Leute  
kummern, wenn sich Jemand an die Rauhheiten der Witter-  
ung gewöhnen will? Es macht sich aber auch in manchen  
anderen Kreisen oft eine recht geschäftige Reugierde bemerk-  
bar, man fragt und interpellirt oftmals, wo man nur sehr  
ungern Antworten auf indiskrete Fragen erteilt. Das ist  
gewiß grausam, und es sollte im Interesse der Antwort-  
geber die ganze Interpellirerei möglichst vermieden werden.  
Dann würde eine segensreiche Zeit anbrechen, es würde sich  
die Aufforderung erfüllen, die in dem drastischen, geflügelten  
Berliner Wort liegt: „Rensch, ärgere Dich nicht.“

wollte nicht bloß einen deutschen Kaiser, sondern auch einen deutschen Reichstag, weil man die deutsche Nation für berufen und geeignet hielt, einen entscheidenden Antheil an der Bestimmung ihrer Geschichte zu nehmen. Wenn der Reichskanzler wieder auf die Regierungen im Gegenlag zur Volksvertretung als auf die Stütze des Reiches hingewiesen hat, so berufe ich mich dagegen auf eine Rede Bennigsen's, in welcher er sagte, daß wenn die deutsche Verfassung und die politische Zukunft Deutschlands auf die Stütze der Regierungen allein gestellt werden müßte, diese sich weder breit noch fest genug zeigen würde. Der Reichskanzler hat gestern in seiner Anrede gegen das deutsche Volk sich ebenso ungerecht als undankbar gegen dieses Volk erwiesen. Ich will nicht herabsehen, was er durch seine Kunst, sein Geschick, seine Diplomatie für das deutsche Volk und seine Einheit geleistet. Aber mit Recht hat Herr v. Bennigsen gegen dasselbe Klageged in seiner ausgezeichneten Rede hervorgehoben, daß der Reichskanzler gerade seine Popularität dem verdankt, daß er nicht etwa alles mit seiner Genialität, sondern aus dem Geist des Volkes heraus durchgeführt, und dem was lange darin vorbereitet war, zum Durchbruch verholfen hat. Was auch Fürsten, Feldherren und der Reichskanzler selbst zur Sicherung der Erfolge beigetragen haben, errungen sind sie dadurch, daß das ganze Volk Alles, Gut und Blut einsetzte. Schließlich trägt es die Opfer jeder Politik, darum müssen wir, die wir ihm verantwortlich sind, es vor Belastung, neuen Steuern und Ausgaben, die wir nicht vollständig gerechtfertigt halten, bewahren. Der Reichstag hat sich damals durch dasselbe Klageged des Reichskanzlers nicht abhalten lassen, das Tabaksmonopol abzulehnen, und sich dadurch um das Volk wohlverdient gemacht. (Widerspruch rechts.) Haben Sie (rechts) denn schon vergessen, daß die Mehrheit der Konservativen an diesem Verdienst theilhaftig ist? (Weiterkeit und sehr richtig! links.) Oder sind Sie schon jetzt so zerstreut, fühlen Sie sich schon als reuige Sünder, daß man Sie an dieses Verdienst gar nicht erinnern kann? Wollen Sie wirklich das Tabaksmonopol? Bitte, seien Sie offen! Dann würden dem blinden Hördur vielleicht die Augen über Sie mehr geöffnet werden. (Unruhe rechts.) Wie wir uns durch Ablehnung des Tabaksmonopols trotz der Klagen und gegen den Willen des Reichskanzlers ein Verdienst um das Volk erworben zu haben meinen, so glauben wir auch, daß wenn wir hier auf einem anderen politischen Gebiet, auf dem es dem Großen Friedrich und dem Großen Kurfürsten nicht gelang, besondere Vorarbeiten zu erwerben, und auf dem jetzt Nachbarnationen in große lästige Kriege verwickelt sind, für eine mögliche Politik eintreten, vorwärts, forsam alle Anforderungen prüfen, daß uns das in weiten Kreisen des Volkes gedankt wird. (Beifall links, Bischoff rechts. Wiederholtes lebhaftes Bravo links.)

Reichskanzler Fürst v. Bismarck: Ich will auf die vielen Angriffe, und auf den vielen Tadel, die der Herr Vorredner nach seiner Gewohnheit gegen meine Person gerichtet hat, nicht so sehr in's Einzelne eingehen; er thut es in einer so liebenswürdigen, verbindlichen Weise, aus der sein gutes Herz ja überall durchleuchtet, daß man ihm darüber nicht gram sein kann. Aber ich bin doch genöthigt, auf Einiges einzugehen, wenn ich mich auch im Ganzen mit dem Bekannten abfinde, daß ich ja gern eintäume, daß ich schuldig bin an allem Uebel, das in diesem Deutschen Reich überhand genommen ist, an der Herrlichkeit der Parteien, und daß ich jeden Schaden, der angerichtet worden ist, sowohl durch den Schutzzoll wie durch den Freihandel, auf mein sündiges Gewissen nehmen muß. Der Herr Vorredner mag dies ja immer glauben und den Leuten aufbinden, die seine Rede lesen; ich verlaße mich auf die Thatsachen, gegen die ich schließlich auch die allerlängste Rede, und wenn sie auch von dem Abg. Richter ausgeht, nicht auskommen kann. (Sehr gut! rechts.) Der Herr Abgeordnete hat weniger im eigenen Namen gesprochen, er hat sich ab und zu mit Herrn v. Bennigsen identifizirt und dann wieder mit dem Ausdruck „Volk“. So lange wie ich in parlamentarischen Geschäften thätig bin, seit 40 Jahren, hat Jeder sich immer das Ansehen gegeben, und wenn er die kleinste Minorität vertrat, als wenn er das Volk verträte und für das Volk allein spräche, und so hat auch der Herr Abgeordnete gesucht, sich in den weiten Mantel der deutschen Volksvertretung im Allgemeinen zu hüllen, indem er diese Vertretung für sich und die Seinigen ganz insbesondere in Anspruch nahm gegenüber den übrigen Parteien, namentlich gegenüber der Regierung. Ich kann dem gegenüber nicht oft genug wiederholen, daß zum Volk wir Alle gehören; ich bin auch Volk und auch die Abgeordneten der Reichth sind Volk; auch die reaktionärsten unter ihnen sind vom Volke gewählt und vertreten das Volk in ihrer Weise; sie vertreten Schattirungen des Volkes. Der Abg. Richter vertritt eine im Volk nur gering vorhandene und nur durch die Täuschung der Ueberredung, des Kaufs und der Wählbearbeitung (sehr wahr! rechts) sich so weit ausbreitende Minderheit des Volkes, wie wir sie hier vor uns vertreten sehen. Der Herr Abg. Richter ist meines Erachtens weit davon entfernt, im Namen der Mehrheit des deutschen Volks überhaupt hier sprechen zu dürfen; er soll im Namen seines Wahlkreises oder seiner Wahlkreise oder seiner Partei sprechen, die ihn in den Stand gesetzt hat, durch eine geschickte Wahlmacht mit einer Majorität von, ich weiß nicht wieviel, Stimmen, den andern Theil des Volks zu schlagen. Man soll hier doch nicht den Mund so voll von Volk nehmen, als wenn man ganz allein das deutsche Volk vertritt. (Sehr wahr! rechts.) Ich wiederhole — ich habe auch das schon gesagt, und der Herr Abg. Richter notirt sich ja Alles, was ich zwei Mal sage —, ich wiederhole, daß eine viel größere Masse des deutschen Volkes in mir ihren Vertreter sieht als in dem Abg. Richter. (Lebhafte Zustimmung rechts. Unruhe und Widerspruch links.) — Ich habe das vorausgehende, meine Herren, geniren Sie sich nicht, ich warle einen Augenblick, wenn Sie schreiben wollen. Wie der Herr Abgeordnete über nationale Dinge denkt, das kam in einer Weise heraus, über die ich — weil sie mir ein so lares Schlaglicht auf seine Denkwelt wies — eine gewisse Befriedigung bei mir nicht unterdrücken konnte. Er sagte: je öfter die nationale Frage aufgeworfen wird —. Ja, für den Herrn Vorredner ist also unsere nationale Sache eine Sache, die wohl gelegentlich mal aufgeworfen und dann besprochen wird; dann fängt man an, sich seiner Rationalität zu erinnern, und dann wird man national. Für mich, meine Herren, ist es eine Frage, die an jedem Tage und in jeder Stunde mir oft mit hundert Beziehungen entgegentritt, die mir den Schlaf, die Ruhe am Tage raubt und mich dazu treibt, hier in meinem hohen Alter an die Verantwortung von Reden das bische Alibem zu setzen, das mir noch übrig bleibt. Das ist eben die Liebe zu meiner Nation, die Liebe zu meinem Vaterlande, die sich bei dem Herrn Abg. Richter ab und zu einzustellen pflegt; sie stößt ihm ab und zu auf, und dann geht er darauf ein. Unsere Dampfersubvention ist von den Kolonien in der Hauptsache ganz unabhängig, nur die an vierter Stelle stehende, die ex post und als letzte hinzugefügt ist, die afrikanische hat Beziehung zu unseren auswärtigen Kolonien, und es scheint ja in der Majorität bereits vollständiges Einverständnis darüber vorhanden zu sein, daß wir die auf keinen Fall bekommen. Nun, dann scheidet also die Kolonialfrage bei der Frage der Dampfersubvention vollständig aus. Ich habe früher gesagt, daß ich für die Dampfersubvention a limbo ablenkten. Das ist ganz richtig, denn die Dampfersubvention ist das Ueberflüssige, die Gründung neuer Kolonien erst das Entfernende. Wenn in unserer öffentlichen Meinung für überseeischen Handel und Schiffahrt so wenig Interesse besteht, daß nicht einmal die gegenwärtigen Verbindungen mit Indien, mit Australien und mit den Südpoleiseln gefördert werden sollen, dann

kann ich noch viel weniger darauf rechnen, daß in neuen, auf wüstem Gebiete zu gründenden Kolonien etwas Bedeutsames mit allgemeiner Zustimmung geschaffen werden kann. Ich mache darauf aufmerksam, daß auch der Abg. Richter wahrscheinlich seine Gründe gehabt hat, von Dampfersubvention sehr wenig zu sprechen und sie nur als ein untergeordnetes Hilfsorgan für die geringen kolonialen Anfänge zu behandeln, die wir bisher haben. Ich komme auf diese Seite der Sache nachher zurück. Ich mache hier nur aufmerksam auf die eigenthümliche Taktik und zwar auch das Publikum draußen, daß es sich nicht dadurch irretellen lasse, als hätte die Dampfersubvention gar keine andere Bestimmung, als etwa die Verbindung mit Angola Bequena oder mit Kamerun oder mit Neu-Guinea aufrechtzuerhalten. Das sind ja alles erst — ich will nicht sagen: Futurismus, aber Hoffnungen der Zukunft, auf die wir jetzt allerdings noch keine erzielbare Dampfersubvention bastren können. Es handelt sich aber hier nicht um die Kolonialfrage, sondern es handelt sich darum: soll unsere Handelsverbindung nach Ostindien, nach Samoa, nach Neu-Holland durch Subsidien unterstützt werden, eventuell auch die nach Afrika? Der Abg. Richter hat eine Wahrheit gesagt, die ich ihm in keiner Weise bestreiten kann, nämlich, daß unsere Handelsbeziehungen zu Oesterreich-Ungarn bei weitem wichtiger sind als die mit Japan. Aber das habe ich ja auch niemals bestritten, das ist wiederum eine andere Manier der Taktik, Behauptungen negleisch zu widerlegen, die der andere niemals aufgestellt hat. Daß die österreichische Tarifnovelle, wenn sie Gesetz werden sollte, für unsere Industrie eine ganz außerordentlich nachtheilige ist, das wird Niemand Herrn Richter bestreiten; daß sie aber in Zusammenhang stände mit unserer eigenen Zollnovelle und namentlich mit dem Schutze der landwirthschaftlichen Produkte, der dabei beabsichtigt wird, das kann ein so sachkundiger Redner, wie er ja selbst, nicht glauben. Er wird doch diese Tarifnovelle gelesen haben. Daß das in der Tarifnovelle behauptet wird, daß ist ja sehr wohl wahrscheinlich, denn daß die Industrien von Eisleithanien irgend einen Vorwand brauchen, um einen starken Schutzzoll für ihre Industrie herbeizuführen, das glaube ich wohl; aber daß die agrarische Seite, daß Transleithanien, Ungarn, gerade das Bedürfnis hätte, die Einfuhr auf Wollstoffe und dergleichen Manufaktur bedeutend zu erhöhen, das kann ich mir nicht denken; das ist aber gerade die einzige, die ungarisch-agrarische Hälfte, die unter unserem Zoll leidet, und die vielleicht etwas weniger leidet, wenn sie überseits dasselbe System bei sich in Bezug auf den Schutze ihrer Landwirtschaft einführt. Bisher betrachtet sie sich als Trägerin des Transits eines großen Theils von südrussischem, bessarabischem, rumänischem Korn, das zunächst nach Wien verladen und von Wien weiter expedirt wird. Wenn die ungarische Produktion diese Novalität nicht hätte, so glaube ich, daß sie weniger bedrückt durch unsere neue Zollgesetzgebung sich fühlen würde. Außerdem ist unsere neue Zollnovelle, wenn sie Gesetz wird, was man ja noch gar nicht wissen kann bei den mannichfachen Zweifeln, die dagegen ausgesprochen werden, in keiner Weise rühmlich für die ungarischen Kornproduzenten, namentlich bei Gerste, die dort eine große Hauptsache ist; sondern sie werden eben von der hohen Steigerung des Grund- und Bodenwerthes, welche die ungarischen und russischen Güter in der Nähe der Eisenbahnen seit Vollendung des Eisenbahnnetzes erfahren haben, wieder eine Kleinigkeit zurückgedrückt. Aber der Handel wird bei 30 M. mehr oder weniger für die Last derselbe sein. Also Herr Richter ist vollständig im Irrthum, wenn er hier die österreichische Zollnovelle in Zusammenhang bringt mit der ungarischen. Daß diejenigen, die in Oesterreich für ihre Interessen Schutze wünschen, glauben zu machen suchen, als liege in der deutschen Zollnovelle eine gerechte Provokation dazu, das ist ja sehr natürlich; jeder Kaufmann kennt sein Geschäft und arbeitet dafür. Aber sie selbst glauben das wohl nicht, und ich kann mir auch nicht denken, daß der Herr Abgeordnete Richter, wenn er das genauer prüft, selbst daran glauben könnte. Der Herr Abgeordnete Richter ist, wie in vielen Dingen, so auch darin mit Herrn Abg. Windthorst einverstanden gewesen, daß er der Regierung empfiehlt, darauf Bedacht zu nehmen, länger dauernde Verträge, seien es Tarifverträge, seien es, wie der Herr Abgeordnete Windthorst sich ausdrückt, politische, pragmatische Verträge, mit Oesterreich-Ungarn abzuschließen. Ja, meine Herren, es ist eigenthümlich, daß ich einmal mit diesen beiden Herren, Windthorst und Richter, der dritte im Bunde sein kann; ich bin auch nicht dagegen, und ich habe, wie Sie aus den Zeitungen wohl schon früher gesehen haben werden, wenn Sie andere Zeitungen, als gerade die Ihrigen lesen, schon vor Jahren in Oesterreich den Vorschlag gemacht oder wenigstens die Frage angeregt, ob es möglich sein würde, solche pragmatischen Einrichtungen, sei es auf dem Zollgebiet, sei es auf anderem Gebiet, zu treffen, und dadurch die Lücke zu decken, die der Abgeordnete Windthorst seinem Bedauern durch die Ereignisse von 1866 in den deutschen Beziehungen gerissen fand. Wir haben aber bei näherer Prüfung gefunden, daß ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die bei uns eintreten könnten, in den österreichisch-ungarischen Verhältnissen noch sehr viel größere liegen, und daß es für eine dortige Regierung, die ganz bereit wäre, darauf einzugehen, doch zweifelhaft sein müßte, ob sie die nöthigen Bewilligungen der Körperschaften, deren sie dazu bedarf, finden würde. Also darüber brauchen die beiden Herren mit mir nicht Handel zu suchen; es ist nur nicht Alles, was die Herren uns hinwerfen, so leicht auszuführen, wenn man der Sache praktisch näher tritt. Der Herr Abgeordnete Windthorst hat ferner gesagt — und das ist namentlich, was mich zu einer Erweiterung zwingt: „Als ich früher darauf hinwies, hat der Herr Reichskanzler mir gegenüber hervorgehoben, wie friedlich unsere Beziehungen namentlich zu England seien, und heute steht Alles in hellen Flammen.“ Ich bin über diese Aeußerung wahrhaft bestürzt gewesen; ich habe weder Flammen noch Rauch wahrgenommen und weiß nicht, was der Herr Abgeordnete hat dennen sehen. Ich habe schon vorher gesagt, ich glaube nicht, daß er irgend etwas ohne einen bestimmten Zweck anführe; was für einen Zweck kann er nun haben, unser Verhältnis zu England so darzustellen, wie es nach seiner Aeußerung sein müßte: es steht Alles in hellen Flammen? Ich habe hier gerade die heutigen Zeitungsausschnitte. Nun welchen Eindruck hat die gestrige Rede in London gemacht? Die „Times“ erblickt in der gestrigen Reichstagsrede des Fürsten Bismarck ein Zeichen dafür, daß das jüngste Mißverständnis zwischen Deutschland und England sowohl in Berlin wie in London als beendet betrachtet wäre; im Verein mit den Erklärungen des Ministers Gladstone werden sich alle Spuren des jüngsten Mißverständnisses sicherlich verwischen. Wie ist es nur möglich, daß eine Rede, die jenseits des Kanals einen so friedlichen Eindruck gemacht hat, hier bei einem Herrn Abgeordneten, der 10 Schritte von mir sitz, den Eindruck mache, als stünde zwischen uns und England Alles vollständig in Flammen? (Weiterkeit.) Das ist mir vollständig unverständlich! Die Worte von Herrn Gladstone, auf die hier Bezug genommen wird, und die ich gern wiederhole, betonen die Freundschaft zwischen England und Deutschland, an welcher der Herr Abgeordnete Windthorst im Widerspruch mit meiner früheren Versicherung hier Zweifel erhebt; sie betonen ausdrücklich, was Deutschland betreffe, so wünsche Herr Gladstone, in seiner Vereinigung für dieses Land hinter Niemand zurückzuführen. Er sagt: Würde Deutschland eine kolonialstrebende Macht, so rufe er ihm Gottes Segen für seine Bestrebungen zu, Deutschland werde Englands Bundesfreund und Genosse sein zum Segen der Menschheit. Ich — fährt er fort — begrüße seinen Eintritt in diese Thätigkeit und werde es erfreulicher finden, daß es unser Genosse in der Verbreitung des Lichts und der Zivilisation in weniger zivilisirten Gegenden wird. Er wird bei diesem Werk unsere herzlichsten und besten Wünsche

und jede Ermutigung finden, die in unserer Macht steht.“ Wie ist es möglich, daß dieselben Vorgänge, dieselben Fragen einen so verschiedenen Eindruck auf zwei Leute machen? Daß der Minister Gladstone mehr Liebe für das Deutsche Reich übrig, als der Herr Abg. Windthorst? Das kann ich mir doch nicht denken! Aber jedenfalls hat er mehr Verständnis für unsere Kolonialpolitik, als dieser Führer einer großen Partei bei uns in seinen jetzigen Aeußerungen gezeigt hat. Meine Herren! Es haben solche Besuche, Zweifel an der Festigkeit des Friedens zu erregen, doch sicher ihre Bedenken! (Sehr richtig!) Ich spreche dabei durchaus nicht von der Börse. Die rührt das nicht; aber sorgfältige Zweifel an der Beständigkeit des Friedens finden ab und zu, namentlich bei den Parteileuten, die in verba magistri zu schwören gewohnt sind, schließlich doch einigen Glauben, und dadurch wird der Friede mit der Zeit erschüttert. Es ist deshalb die Taktik aller Derjenigen, deren Parteiprogramm oder deren Bestrebungen überhaupt nur durch Unterbrechung des Friedens, nur durch Krieg verwirklicht werden können, stets Zweifel an der Sicherheit des Friedens auszusprechen. Mir ist das ja in meiner langen Erfahrung wiederholt entgegengetreten, und wir haben bei uns ja in Reihe und Fraktion, deren offen aufgestellte Ideale nur durch Krieg, und zwar einen unglücklichen Krieg Deutschlands erreicht werden können. (Hört! rechts.) Die Herstellung des Königreichs Polen, die Losreißung der polnisch redenden Provinzen von Preußen, ist doch nur möglich durch einen unglücklichen Krieg Preußens, die Wiederabtretung von Nordschleswig an Dänemark, die Wiederherstellung des Königreichs Hannover in seinem alten Umfange, die Wiederabtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich, — das alles sind Dinge, die nur nach einer großen Niederlage Deutschlands erreichbar sind, nur wenn gewissermaßen das Königreich Preußen wieder ausgelöscht wird, das Königreich, so wie es jetzt Mitglied des Deutschen Reiches ist. Es ist deshalb nicht unnatürlich, wenn strebende Mitglieder solcher Fraktionen eine gewisse Ungeduld empfinden, daß der Friede sich immer mehr zu befestigen scheint (Hört, hört! rechts), und daß sie durch Andeutungen, es wäre damit nicht so weit her, seine Sicherheit in Zweifel zu ziehen und ihn dadurch thatsächlich zu erschüttern suchen. Es ist also nicht so ganz obenhin zu nehmen, wenn angesehene politische Persönlichkeiten die Hand dazu bieten. Ich nehme an, daß der Herr Abg. Windthorst sich über die Tragweite seiner Worte und Friedenszweifel getäuscht hat; aber ich gebe ihm doch zu bedenken — ihm sind ja diese Fraktionen, von denen ich spreche, in allen ihren Bestrebungen noch durchsichtiger als mir — ich möchte ihn bitten, dergleichen Hoffnungen, die sich an unseren Untergang muß ich geradezu sagen, knüpfen, nicht zu nähren, indem dann ohne allen Grund unsere friedlichen Beziehungen zu anderen Großmächten, mit denen wir so sorgfältig pflegen, sich als zweifelhaft darstellen. Dann sagte Herr Windthorst: „Wir finden überhaupt keine feste Leitung der Dinge mehr durch die Regierung, sondern die Regierung wartet stets, was wir aus unserer Initiative bringen.“ Wie soll ich das zusammennehmen mit der späteren Behauptung, daß wir „zu unbedachtsam“ vorwärts drängen. „Der Herr Reichskanzler“, sagt Herr Windthorst, „will vor allen Dingen zu schnell vorwärts gehen; so rasch arbeitet eine große Nation nicht, sie kann nur langsam und allmählich“ — und dabei wird uns in demselben Alibem vorgeworfen, wir warteten stets auf das, was der Reichstag thun will. Da möchte ich auch sagen: Erkläret mir, Graf Drindur, — nicht diesen Zwiespalt der Natur, aber diese Worte des Herrn Abgeordneten! Gehen wir danach zu langsam, gehen wir zu rasch? Ich weiß es nicht. Warten wir zu lange darauf, wie sich der Reichstag entschließen wird? Sind wir zu rücksichtslos in Bezug auf die Wünsche des Reichstags? Lassen wir uns die Sachen zu sehr bringen, um zu sehen, ob wir es ihm recht machen, — oder ist das Andere begründet, daß wir vor allen Dingen schnell vorwärts wollen, rascher als eine Nation arbeiten kann? Ich kann mich aus diesem Dilemma nicht herausfinden. Wenn der Herr Abgeordnete mir sagen will, was seine eigentliche Meinung ist, ob ich rasch oder zu langsam vorgehe, so werde ich ihm dafür dankbar sein. Der Herr Abgeordnete bezieht sich auf das, was für die Flotte schon mehr bewilligt sei. Ja, wenn wir gar keine Kolonien hätten, und wenn wir namentlich die Dampfersubvention gar nicht vorgelesen hätten, so wäre, glaube ich, eine gewisse Steigerung der Bewilligung für die Flotte doch unwesentlich und zwar aus einer sehr erfreulichen Ursache: nämlich weil der deutsche Handel sich, und namentlich, je mehr er Kapital und Entschluß dazu findet, zur Dampfschiffahrt auszugehen, fortwährend ausbreitet, in die Breite und in die Länge sich mehr und aus eines größeren Schutzes bedarf. Daß wir so viele Schiffe in den ostasiatischen Gewässern und so viele Interessen an der Ost- und Westküste von Amerika zu schützen haben würden, wie jetzt das Bedürfnis sich herausstellt, das haben wir früher nicht geglaubt. Aber nun dieses erfreuliche Ergebnis, daß ein größerer Seehandel eines größeren Schutzes durch die Flotte bedarf, nun wiederum auf das Konto unserer neuesten Vorlage zu schreiben, das ist doch auch nicht gerecht. Der Herr Abgeordnete tadelt mich darüber, daß ich auf das Jahr 1866 überhaupt Bezug genommen habe, und sagt hinzu: „Wir sind hier der Einigkeit wegen.“ Er sagt: „Die Erinnerung an 1866 wird diese Einigkeit leicht fördern können.“ Das ist meine Ansicht nicht. Ich glaube im Gegentheil. Wenn noch der 66er Krieg der einzige Bürgerkrieg wäre, der in Deutschland geführt wurde — oder Bräuerkrieg, wie Sie wollen —; aber es ist doch fast in jedem Jahrhundert einmal ein großer deutscher Krieg gewesen. Gehen Sie weiter zurück, Sie haben die Kriege zwischen Preußen und Oesterreich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; noch weiter, Sie haben den 30jährigen Krieg, Sie haben den schmalhalsischen und die Reformationskriege, und dahinter haben Sie die Welfen- und Ghibellinenkämpfe. Wir sind eben ein streitbares Volk, und so ganz ohne feste Handgreiflichkeiten sind selbst unsere Freie nicht immer abgegangen, noch viel weniger unsere politische Entwicklung. Aber daß das eine so sehr üble Erinnerung die hinterließ, kann ich nicht finden; es war gewissermaßen die Vorgerothte einer besseren Zeit, die 1866 — allerdings blutig — anbrach. Allerdings eigentlich schon früher. Die Regel kam in's Rollen mit dem dänischen Kriege von 1864, mit dem Tode des Königs von Dänemark, da fing es an. Meine Herren! Ich muß sagen, daß ich es bedauern würde, wenn wir uns mit unserer historischen Vergangenheit, namentlich in der modernen Zeit, nicht beschäftigen wollten, denn sie ist außerordentlich lehrreich. Manche von Ihnen werden vielleicht unter den Veröffentlichungen der preussischen Archive das Buch von Herrn v. Boichinger über den Bundesstag gelesen haben, von dem ja heute schon mehrlach die Rede war. Nun, die Epoche, die dieses Buch beschreibt, liegt jetzt ungefähr 1/4 Jahrhundert hinter uns. Das ist ja nicht so sehr lange, aber nicht desto weniger, wenn wir in dem Bache von den Streitigkeiten lesen, die einige dreißig Souveräne, Regierungen über den Kaiserlich in Mainz über das verhasste Lager, über Liquidationswesen hatten, so macht uns das Alles einen kleinen Eindruck und wir blicken mit einem gewissen Bedauern aus der Verberberung der deutschen Zustände zurück in diese Zeit des kleinlichen Particularismus, der mit seinen unbedeutenden Kämpfen die Kraft der ganzen großen deutschen Nation in sich neutralisirte und konsumirte. Nun, meine Herren, das zeigt also, daß wir in diesem Vierteljahrhundert doch erhebliche politische Fortschritte gemacht haben; wir sehen jetzt doch zurück nach der Zeit; wir blicken zurück auf einer erfreulichen Höhe, die wir erstiegen haben, auf ein weites Land und verstehen kaum, wie wir in unserer politischen Entwicklung und so über Vapallien haben streiten können, die wir nicht gesehen haben. Nun, meine Herren, sollte es denn gar nicht möglich sein, daß, wenn nach einem weiteren Vierteljahrhundert, ein so wie dieser Bundesstag einen Boichinger gefunden hat, ein

Reichstags-Vor... man in de... hätte, al... Deuten, ... auf... ... zu... ... Le... ... dar... ... mich d... ... machende... ... mifer Ju... ... großartige... ... meinen... ... mit dem... ... gegangen... ... lassen... ... ich ge... ... dem Nag... ... alle noch... ... noch a... ... fange, ob... ... möglich... ... wird... ... das mei... ... wie... ... Nati... ... Juge... ... großen... ... Herrs... ... gerlicher... ... stummus... ... kämpfen... ... werden... ... erleben... ... wenn in... ... zum... ... mit pe... ... hängen... ... Holz... ... nicht... ... nicht... ... nicht be... ... gefüht... ... schen Kei... ... die Sicher... ... Ich... ... habe ge... ... annehmen... ... nicht... ... und für... ... nicht... ... lagen über... ... schwebigen... ... steife des... ... während... ... tung das... ... ungen... ... jede... ... daß sie... ... doch... ... daß... ... gelei... ... habe... ... für... ... die Rei... ... beauftrag... ... ich gesa... ... die... ... werden... ... Ge... ... habe ich... ... w... ... werden... ... verbände... ... akzeptir... ... wird... ... Ich... ... Sie... ... in Ja... ... unser... ... haben... ... der Die... ... auf de... ... wollen... ... schen... ... so hä... ... der off... ... belinien... ... größten... ... Hand... ... nicht... ... der oft... ... mungöver... ... der trübt... ... wie... ... über... ... für... ... nicht... ... nicht



